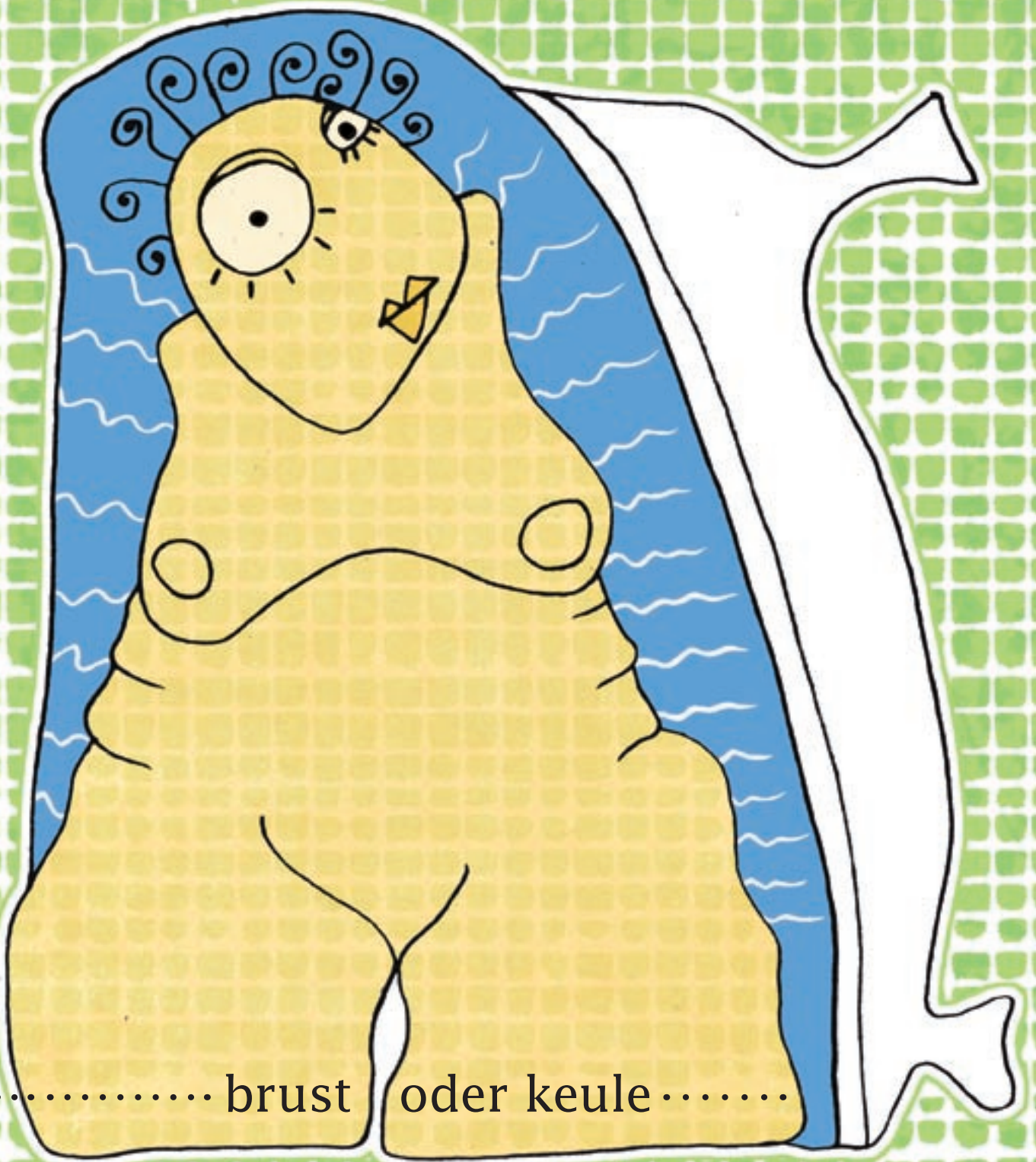


hEft

grundbedürfnisse januar 2009

..... für literatur, stadt und alltag



..... brust oder keule



grafik und keramik

maki shimizu
jenny rosenberg
steffi winkler

galerie waidspeicher
im krönbacken erfurt
6.12.08 bis 11.01.09
dienstag bis sonntag
11 bis 18 uhr



jeden Mittwoch 17 Uhr Spielabend
für Kinder und Erwachsene ab 10 Jahre



Tintenherz
KINDERBÜCHER UND SPIELE
KRÄMERBRÜCKE 29 99084 ERFURT
TELEFON 0361 / 346 77 53 TELEFAX 0361 / 346 77 52
buchhandlung@tintenherz@arcor.de



Weinstein »Le Bar« • Kleine Arche 1 • 99084 Erfurt
Öffnungszeiten: Sonntag bis Freitag ab 19 Uhr
Samstag ab 20 Uhr

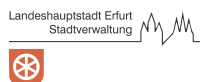
Offene Redaktion
am 4. Februar 2009
um 19:30 Uhr
im Weinstein Le Bar

» Impressum

hEft für literatur, stadt & alltag » Ausgabe 15 (5. Jg.), Januar 2009 » Erscheinungsweise: vierteljährlich zum Jahreszeitenbeginn » Auflage: 2.000 Stück, kostenlos » Herausgeber: Kulturrausch e.V. Erfurt » Redaktionsadresse: Krämerbrücke 25, 99084 Erfurt, Tel.: 03 61 – 2 11 59 66, E-Mail: redaktion@heft-online.de, Netz: www.heft-online.de » Bankverbindung Kulturrausch e.V.: Deutsche Bank, Erfurt, BLZ: 820 700 24, Kto: 165 430 000 » Redaktion: Alexander Platz, René Ferchland, Thomas Putz (V.i.S.d.P.) » Mitarbeiter dieser Ausgabe: Julia Reinard, Sven Kühnhold, Ralf Rudolfy » Titelgrafik, Satz & Layout: Steffi Winkler, www.winklerin.de » Druck: Gutenberg-Druckerei Weimar, www.gutenberg-weimar.de

Für Anzeigen bitte aktuelle Preisliste unter der Redaktionsadresse anfordern » Förder-Abo: 20 Euro für die nächsten 4 Ausgaben. Abo ist nach Info und Überweisung der Summe auf o.g. Konto aktiviert und wird nicht automatisch verlängert » Texte sind willkommen (max. drei Schreibmaschinenseiten), bitte auf Datenträger oder per E Mail. Über eine Veröffentlichung entscheidet die Redaktion. Alle Rechte bleiben bei den Autor/innen. Die im Magazin vertretenen Meinungen spiegeln nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wider. Die Seiten 5 und 24 dieser Ausgabe haben satirischen Inhalt. Die nächste Ausgabe erscheint am 27. März 2009; Redaktions- und Anzeigenschluß: 27. Februar 2009.

Das hEft wird unterstützt durch die Stadt Erfurt und das Thüringer Kultusministerium. Herzlichen Dank an die Spenderinnen und Spender.



Liebe Leserin, lieber Leser,

die Diskussion um die zukünftige Ausrichtung der Kultur in Erfurt geht weiter. Der von der Stadtverwaltung vorgelegte Entwurf des Kulturkonzeptes wurde einmütig abgelehnt – nun soll eine eilig eingesetzte Task Force, bestehend aus acht bis neun Experten aus der regionalen Verwaltung und Politik sowie einem Vertreter der freien Szene, einen zweiten Entwurf erarbeiten. Ob eine öffentliche Diskussion darüber stattfinden wird, ist unklar. Fakt ist: die freie Szene macht mobil. Mit diversen anarchistischen Kunstaktionen und dem geplanten Kulturkongreß im Februar/März wird die Politik mit ihren hohlen Phrasen von Bürgerbeteiligung und Partizipation beim Wort genommen. Mehr dazu ab Seite 18.

Trotz aller berechtigter Kritik an der Erfurter Provinzialität und Historisierung: ein Blick in die Geschichte zeigt, welche Bedeutung die Metropole an der Gera dereinst in Europa hatte. Ein herausragendes Beispiel ist bis heute der Pariser Metroplan, den wir mit freundlicher Genehmigung der dortigen Administration auf den Mittelseiten abdrucken dürfen. Lesen Sie außerdem dazu den Bericht unseres Pariser Korrespondenten Andreas Kubitz auf Seite 25.

Brust oder Keule – das Thema dieser Ausgabe beschließt das Jahr der Grundbedürfnisse im hEft. Es verweist auf das kulinarische und körperliche, aber auch cineastische Verlangen des Menschen nach Verwirklichung. Beiträge hierzu finden sich verstreut in der gesamten Ausgabe, literarisch wird es ab Seite 34.

Anschließend gibt's in guter Tradition die Preistexte des thüringenweiten Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerbes 2008. Die Preisverleihung fand im November in der Erfurter Engelsburg statt.

Eine weitere hEft-Tradition zum Jahresende ist der Abschied von einer Kolumne: nach der »Güten Üte« (2006) und der »Todesfeder« (2007) trifft es in diesem Jahr »Carla, greif ein!« Wir sagen danke, und hoffen, auch im letzten Beitrag praktische Lebenshilfe leisten zu können.

Wir wünschen einen beschwingten Start ins neue Jahr!

Die Redaktion

stadt & alltag

04 aus der redaktion.

05 schöne aussicht.

anger süd-west

06 menü petersberg.

07 erfahrungsbericht eines naziübergriffs.

08 fünf fragen an: brathuhn.

09 förderabo.

10 erste schritte in erfurt. ein tatsachenbericht.

11 besetztes-haus-projekt erhalten!

kultur & politik

12 literaturbüro.

13 redaktion empfiehlt.

14 fragmente aus der abseitsfalle.

15 hEft weinberatung.

16 hEft unterwegs.

18 langer marsch über die domstufen.

19 der lauf der dinge. was will der klub 500?

21 die leiden der jungen bewerber.

23 carla, greif ein!

24 ventil e.v.

25 fisematenten unterm eiffelturm.

28 energievampire unterwegs.

30 fotostrecke: streetart.

literatur brust oder keule

34 am planetaren krisenherd. von Tobias Prüwer

35 dezembernachmittag. von Andreas Gelbhaar

37 hartwig 3. von Till Bender

40 glatzen kitzeln. von Konstantin U.

41 die schmeichler. von Stefan Petermann

literatur eobanus-hessus-schreibwettbewerb

44 flight club. von Johannes Lange

46 lyrik von Peter Neumann

47 welten. von Ronny Ritze

49 perpetuum momentum. von Katharina Hof

50 boreas. von Peter Dietze

51 Autor/innenverzeichnis

Anzeige

Erfolg ist eine Frage von Qualität



Qualität beginnt in den Köpfen. Im Zusammenspiel mit einer professionellen Ausstattung und qualifizierten Mitarbeitern erhält die Gutenberg Druckerei GmbH Weimar diesen Anspruch. Für hochwertige künstlerische Druckerzeugnisse wie Postkarten, Veranstaltungskataloge und anspruchsvolle Bücher sind wir Ihr erfolgreicher Partner. Erfolg ist eben eine Frage von Qualität.



Gutenberg Druckerei GmbH Weimar | Marienstraße 14 | 99423 Weimar
Telefon 0 36 43/41 68-0 | Telefax 0 36 43/41 68-22
info@gutenberg-weimar.de | www.gutenberg-weimar.de

spiel. arbeit. fest.

Der Kulturrausch e.V. startet ins Bauhaus-Jahr 2009 mit vier Schreibwerkstätten plus Literaturfest

»Das Spiel wird Fest, das Fest wird Arbeit, die Arbeit wird Spiel«. Bei diesem zentralen Bauhaus-Motto spielte die Werkstatt als Ort der Inspiration und Kreativität eine wichtige Rolle. Hier wurde einerseits jenseits aller vorgeschriebenen Konventionen künstlerisch experimentiert, andererseits legte das Bauhaus viel Wert auf die Ausbildung handwerklicher Fähigkeiten. Die Werkstattergebnisse wurden schließlich auf Themen-Festen der Öffentlichkeit präsentiert.

Der Kulturrausch e.V. Erfurt veranstaltet zwischen Januar und Mai 2009 vier zweitägige Schreibwerkstätten, die diese drei Komponenten aufnehmen. Die Werkstatteilnehmenden spielen und experimentieren mit

Sprache und können sich grundlegende Schreibtechniken aneignen. Neben Kurzprosa und Lyrik werden auch freie und experimentelle Textformen geschrieben. Durch das gemeinschaftliche Vorlesen und Besprechen der entstandenen Texte in der Gruppe wird eine Überarbeitung und Weiterentwicklung der Texte erleichtert. Auf einem Literaturfest im Juni 2009 werden die Werkstatt-Ergebnisse präsentiert und anschließend in einer Broschüre publiziert.

An den Schreibwerkstätten können alle Interessierten teilnehmen. Eine Altersbeschränkung gibt es nicht, Schreiberfahrungen sind vorteilhaft, aber nicht Bedingung. Die geplanten Werkstattermine sind: 23./24. Januar, 27./28. Februar, 24./25. April, 22./23. Mai (jeweils freitags 18-21 Uhr und samstags 10-17 Uhr).

» **Anmeldung unter: info@kulturrausch.net oder Tel. 0361 - 2 11 59 66.**

» **Weitere Informationen www.kulturrausch.net**



liebe hEFt-redaktion,

zunächst erst einmal vielen Dank für eure Ausdauer und Kraft beim Machen des hEFtes, das ich seit vielen Ausgaben lese. Ich finde es gut und wichtig, daß ihr über die derzeitige Kulturdebatte in Erfurt berichtet. Es betrifft weit mehr als die von Herrn Kindervater angesprochenen 500 Leute, denn es geht um die Stadt und um die Zukunft der Kultur. (...) Besonders gut fand ich, daß ihr die Diamanten-Zeichnungen ins letzte hEFt aufgenommen habt. Ich laufe jeden Tag durch eine Gasse, auf deren Pflaster diese Diamanten gemalt sind, und ich frage mich jeden Tag aufs neue, was sie zu bedeuten haben.

Ich werde nicht schlau daraus, aber sie regen mich immer wieder an, nachzudenken. Das ist, was Kunst bewirken soll. Leider habe ich in eurer Ausgabe den Namen des Künstlers nicht gefunden. Ein Versehen?

Stefan Heinrich, Erfurt

» Besten Dank für das Lob! Nein, daß wir den Künstler nicht benannt haben, war kein Versehen – wir kennen schlichtweg seinen Namen nicht. Die Grafiken wurden uns anonym per Post zugesandt.

Tittenchecker und Nudelmaß

Erfurt, 28. Dezember 2009: Wir erinnern uns: Im Herbst 2008 war der Aufschrei noch groß. Politik, Kirchen und Gewerkschaften lehnten die von der EU-Kommission ins Gespräch gebrachten Nackt- und Bodyscanner auf breiter Front ab. Mit diesen Geräten kann ein Mensch komplett durchleuchtet werden. Inzwischen hat sich die Situation gewandelt. Zumindest in Erfurt. Hier hat die Stadtverwaltung die Zeichen der Zeit erkannt und so läuft bereits seit Anfang 2009 ein bundesweit einzigartiges Pilotprojekt. Erfurt ist als Stadt der nackten Tatsachen in aller Munde, und eine ganz neue Art von Tourismus konnte sich entwickeln. Dabei hat sich nicht nur der Einsatz

am Erfurter Flughafen bewährt. Seither ist dort die Zahl der sogenannten Spontanentleerungen von Harnblase und Enddarm deutlich zurückgegangen. Diese sind beispielsweise eine Folge von Flugangst. Personen mit voller Blase werden jetzt vorher noch einmal zur Toilette geschickt. Inzwischen sind zudem im Bereich der Erfurter Innenstadt mehrere Geräte in Betrieb. So kann das Projekt auch im Hinblick auf die im Jahr 2008 verabschiedete neue Stadtordnung als voller Erfolg bezeichnet werden. Die Apparate, die im Volksmund auch als Tittenchecker oder Nudelmaß bekannt sind, tragen in nicht unerheblichem Maße zum allgemeinen Gesunden und Wohlbefinden des Volkskörpers bei. So können beispielsweise äußerlich unverdächtige

Subjekte durch eine im Intimbereich eventuell vorhandene Raute, einen Iro oder Landing Strip mit Hilfe der Technik als unzuverlässig enttarnt und des Platzes verwiesen werden. Außerdem kommt es zu weitaus weniger Enttäuschungen und Mißverständnissen im zwischenmenschlichen Bereich. Denn nicht nur vor der Eheschließung, sondern auch vor dem schnellen Fick ist eine Überprüfung der Ware oftmals angebracht. In diesem Zusammenhang sind wohl auch die Anträge aus verschiedenen Stadtteilen zu verstehen, die im Rahmen des Bürgerhaushaltes gestellt wurden, und eine flächendeckende Aufstellung von Nacktscannern innerhalb der Erfurter Stadtgrenzen vorschlagen. Die Wege sind da doch oft noch viel zu weit.

Klassenziel erreicht!

Erfurt, 2. Januar 2010: Es ist vollbracht – in Thüringen gibt es seit dem Schuljahr 2009/2010 genau so viele Lernschwache wie im Rest Deutschlands. Nach neuesten Veröffentlichungen des Thüringer Kultusministeriums liegt die Quote der geförderten Schüler erstmals unter 3,5 Prozent. Möglich geworden ist das durch eine neue Definition der vom Ministerium so genannten »Fördereffizienz«. Bis vor zwei Jahren überprüfte der Mobile Soziale Dienst alle auffälligen Schüler, betreute sie und erstellte Gutachten, nach denen die Schüler eine Förderschule oder ein Förderzentrum besuchen sollten – oder nicht. Die »Fördereffizienz« definiert nun im vorhinein, bei welchen Schülern diese Maßnahme zu größerem Lernerfolg führen könnte. Dementsprechend werden nur die

Schüler in den Förderschulen und -zentren untergebracht, bei denen dadurch ein Lernerfolg absehbar ist, die anderen werden im jeweiligen Klassenverband weiterhin gemeinsam unterrichtet. Besonders erfreulich ist, daß vor allem die Zahl der verhaltensauffälligen Schüler zurückging. Auch hier half eine neue Verfahrensweise, deren Ansatz die »Verdrehte Psychologie« ist: Verhaltensauffällige Schüler sind nur dann auffällig, wenn die anderen Schüler anders agieren als sie. Wenn sich aber alle Schüler auf ein bestimmtes Verhalten einigen, beispielsweise, daß das Duzen der Lehrer oder das Umherlaufen während des Unterrichts der Normalität entspricht, dann gilt keiner, der Lehrer duzt oder im Klassenraum auf- und abgeht mehr verhaltens- oder überhaupt auffällig. Um auf die wissenschaftliche Ausgangssituation einzugehen,

hat das Kultusministerium für Ende des Schuljahres 2009/10 zu Workshops geladen, bei denen die Lehrer auf die neuen Verhaltensmuster eingestimmt werden. Die Veranstaltung wird unter dem Titel »Es ist okay, was du tust – Schülermitbestimmung im Unterricht« an fünf verschiedenen Sommerwochenenden verpflichtend angeboten. Aus dem Kultusministerium war zur neuen Statistik Sekorkorkenknallen zu vernehmen. Schon seit Jahren war versucht worden, ein neues Schulkonzept für Thüringen zu etablieren, vor zwei Jahren hatte der Umbau des Schulwesens begonnen. Seitdem gibt es Lehrer im mobilen Einsatz, immer weniger Schüler an Förderzentren und immer mehr gemeinsamen Unterricht, bei dem »die auffälligen Schüler mit der Zeit gar nicht mehr so sehr stören«, wie es eine Lehrerin ausdrückte.

menü petersberg.

Ein Festschmaus mit besonderen Zutaten: Offenheit und Ignoranz. Oder: wie ein Kloster über den Dächern der Stadt seine Schatten voraus wirft. Von Peter Paul Verdandi

Ein bißchen komme ich mir vor wie auf einem Basar: Mehr kriegen, weniger zahlen. Erfordia steht aufgeschlossen hinterm Tresen und fragt offenerherzig und naiv »Darf's ein bißchen mehr sein?« und bietet anstatt Brust oder Keule das Filetstück an und, na ja, einen Beutel fetter Knochen obendrauf. Ein Muß, aber dafür für lau.

Kein schlechter Deal, wenn man's recht überlegt, braucht man die Knochen doch für eine gute Brühe. Diese duftet schon bald so herrlich, daß alle Blicke auf die Knochen – die nachher diskret entsorgt werden – gerichtet sind, während das Filetstück unauffällig gar wird. Oder anders gesagt: Kein Braten ohne Soße, keine Peterskirche ohne Defensionskaserne.

Während frühere Hobbyköche so auf das Filet fixiert waren, daß man den Braten förmlich riechen konnte, lenkt das neuste Kochteam die Blicke geschickt auf die Knochen und die Beilagen. Und schon geraten ganze Heerscharen ins Schwärmen darüber, wie toll es doch sei, daß sich endlich mal jemand ernsthaft Gedanken um die gute alte Defensionskaserne auf dem Petersberg mache.

Doch macht das das Team um Dr. Thomas A. Seidel und Annette Hildebrandt wirklich? Ich habe da so meine Zweifel. Für ein gutes Essen habe ich einen Riecher. Aber die Mahlzeit, die hier aufgetischt werden soll, hat schon heute einen herben Beigeschmack. Noch vor dem ersten Bissen liegt sie schwer im Magen. Es gilt also, zu handeln und sich einzumischen, bevor das Essen aufgetischt wird. Doch vorab ein paar Einblicke in das Menü Petersberg: Für die Kreation »Kollegiatstift St. Peter und Paul« braucht man eine Defensionskaserne, das Landesamt für Denkmalpflege und – ganz wichtig – die Peterskirche, würze diese Hauptzutaten mit Gottesglauben und dem Zauberwort Ökumene, lasse diverse Institutionen und Menschen – des Wir-Gefühls wegen – mal den Kochlöffel halten, behaupte, dieses Essen müsse allen schmecken, denn schließlich stünde es auf der Wunschliste ganz oben, und fertig ist der Klostereintopf über den Dächern der Stadt. Lecker.

Ziel dieser Mahlzeit ist die »Gründung einer christlichen Gemeinschaft, die an vorbenediktinische und benediktische Traditionen anknüpft« welche die »Gestaltung des Petersberges zu einem für alle Menschen offenen Ort des Lebens, des Wohnens und Arbeitens sowie einen Ort der Bildung, [...] Besinnung, des Chor-Gesangs

und der geistigen Orientierung ...« zum Ziel hat. Kurz gesagt, geht es um ein »lebendiges Denkmal und eine »spirituelle, kulturelle und soziale Oase« in der Stadt«.

Soso, ein lebendiges Denkmal. Paßt eigentlich ganz gut zu Erfurt, das ja heute schon vielfach den Charme eines Museums vor sich her trägt. Doch muß ausgerechnet der Petersberg als klösterliches Denkmal erhalten? Mit dem Landesamt für Denkmalpflege (als zukünftiges »Haus der Stille«), der Defensionskaserne (als 17.000 m² messender Wohn-, Arbeits- und Bildungsort, als Pilger-Herberge sowie als neuem Sitz des Landesamtes) und, last but not least, der »verstümmelten«, »geschändeten« und »aus dem Dornröschenschlaf erweckten« Stiftskirche St. Peter & Paul als Herzstück dieses ökumenischen Pilgerberges?

Erschreckend ist, daß die Initiatoren anscheinend schon mit diversen Entscheidungsträgern Gespräche geführt haben, die Otto-Normal-Erfurterinnen und -Erfurter freilich ausgenommen. Sogar unser Landesvater Dieter Althaus sei von dem Kollegiatstift angetan und habe direkt eine »interministerielle Erörterungsgruppe« gebildet, heißt es in dem Konzeptpapier. Nur gut, daß die Katholische Kirche keine Kirche auf dem Petersberg möchte und daß sich die Stiftung Schlösser und Gärten für das Forum Konkrete Kunst ausspricht.

Das Forum Konkrete Kunst? Da war ja noch etwas. Komisch nur, daß die Damen und Herren Initiatoren das haben vergessen können. Diese Institution ist den Planern genau einen Satz in ihrem elfseitigen Konzeptpapier wert. Und dieselben Menschen maßen sich tatsächlich an, eine Seite weiter, von einer zukünftigen »kulturellen Oase« zu sprechen.

Mir wird jedenfalls angst und bange, wenn ich daran denke, das, was uns hier aufgetischt wird, schlucken zu müssen. Erst recht, wenn man bedenkt, daß die Nutzer des Petersberges bisher völlig ignoriert wurden. Hier geht es nicht um die Belebung der Festung und um die Nutzung der Defensionskaserne – die fetten Knochen. Hier geht es um die Beschlagnahme der Peterskirche – dem Filetstück – unter dem Deckmantel der Ökumene. Der Volksmund sagt zwar, daß viele Köche den Brei verderben, doch die Küchenschlacht ist bereits eröffnet. Darum, geneigter Leser, koche nicht Dein eigenes Süppchen, sondern kreierte Dein »Menü Petersberg«. Zusendungen bitte an: redaktion@heft-online.de

alkoholverbot versus no-go-area?

Erfahrungsbericht eines Naziübergriffs

Erfurt, 14. Oktober 2008: Bevor meine Freunde, Freundinnen und ich am Samstag in der E-Burg unsere Beine schwingen wollten, trafen wir uns an der Krämerbrücke, um ein, zwei Bierchen zu trinken. Hier ließ die Stadt kürzlich neue Spielgeräte bauen, die wir bei dieser Gelegenheit gleich ausprobierten. Nur noch der Zaun ringsherum mußte weg, dann sähe es hier richtig schön aus. Eine Viertelstunde verging, die wir laut Erfurter Innenstadtverordnung Zeit haben, um Alkohol zu trinken, bevor wir den Ort wechseln müssen. Irgendwo in der Nähe hörten wir ein Grölen, störten uns aber nicht daran. An einem Samstagabend ist es schließlich üblich, daß manche Menschen auch einmal etwas lauter sind. Plötzlich kamen vier Männer um die Ecke und pöbelten ein Pärchen an, welches direkt neben uns auf einer Bank saß. »Welche politische Einstellung hast Du?« schrie einer von ihnen den jungen Mann an. Als dieser völlig verwirrt und verängstigt leise eine Antwort murmelte, saß der erste Schlag in seinem Gesicht. Zwei weitere folgten. Bevor meine Freunde und ich die Situation realisierten, wurden wir zur Zielscheibe dieser rohen Gewalt. »Ihr dreckigen Zecken!« Ein Schlag. »Wie ihr aussieht.« Ein Tritt. »White Power, merkt's euch!«

Ich versuchte, einen kühlen Kopf zu bewahren und die Situation einzuschätzen. Panisch stellte ich fest, daß wir die einzigen Menschen auf dem Spielplatz waren, wir zu fünft, sie zu viert. Weit und breit sah ich nicht eine einzige Person, die uns zur Hilfe hätte kommen können. Die Typen waren stark ange-trunken, ihre Reaktionen somit unberechenbar. Schläge, Tritte, Haare ziehen, Buttons abreißen ... Ich mußte Aufmerksamkeit auf uns ziehen. »Hört bitte auf!« flehte ich erst leise. »Hört auf!« – »Was hast du für eine politische Einstellung?« fragte einer der Nazis meinen Kumpel. Die Antwort war egal. Schläge und Tritte. Es wurde absehbar, daß sie mich und meine Freundin nicht anfaßten. Sie griffen die Männer an. Also rief ich lauter. Zwei Mädchen liefen an uns vorbei. »Bitte ruft die Polizei!« dachte ich. Ein Pärchen lief vorbei. »Helft

uns bitte!« flehte ich innerlich. Niemand blieb stehen, niemand kam hinzu.

Ich fühlte mich wie ohnmächtig. Ich schaffte es nicht einmal, die Polizei zu rufen. Wir können nicht weg. Der Zaun ist im Weg. Sie haben uns eingekesselt. Die Situation wurde immer schlimmer. Ich konnte mich nicht erinnern, wann ich je solche Angst hatte. »Ich muß versuchen, mir zu merken, wie sie aussehen.« Ein Tritt ins Gesicht. »Verdammt, hört auf! Was soll das?« schrie ich. »Warum tue ich nichts? Warum helfe ich meinen Freunden nicht? Soll ich losrennen und jemanden holen? Nein, ich lasse sie hier nicht allein. Hilfe!« Eine Ewigkeit später versuchten zwei der Nazis aus unerfindlichen Gründen, ihre Kumpels abzuhalten: »Jungs, das reicht jetzt. Wir wollen weiter.« Noch ein Tritt: »Brown is beautiful, ihr Zecken!« Irgendwann ließen sie endlich von uns ab: »Entweder ihr verpißt euch oder ...« Wir rannten, denn wir kannten die Alternative.

Seit einiger Zeit sehe ich rund um die Krämerbrücke keine alternativen Menschen mehr, keine Punks. Dazu hat wohl das Alkoholverbot in der Erfurter Innenstadt erheblich beigetragen. Außerdem fanden vermehrt rechte Übergriffe auf linke und andersdenkende Menschen statt. Anscheinend gibt es Nazis, die es sich zu Aufgabe gemacht haben, die Krämerbrücke »sauber zu halten«. Hat Erfurt nun eine No-Go-Area? Ich habe jedenfalls keine Lust, mich demnächst dort aufzuhalten. Die Nazis griffen uns an jenem Abend an, weil sie sich durch unsere Anwesenheit und unser Äußeres dazu veranlaßt sahen. Es gab im Vorfeld keinerlei Auseinandersetzungen oder Provokationen zwischen ihnen und uns. Zivilcourage hatte niemand für uns übrig. Vielleicht beeinflusst dieser Bericht Eure/Ihre Argumentationen, z.B. in der politischen Bildungsarbeit, natürlich aber auch im Alltag. Es ist wirklich jedeR BetroffeneR rechter (brutaler, sinnloser) Gewalt, der/ die nicht rechts ist.

Dani

fünf fragen an. Brathuhn (gelebt von gestern bis heute)



Wie ist es eigentlich so, ein Brathuhn zu sein, mitten in der weltweiten Bratwurst-Puffbohnenmetropole?

Nun ja, das Leben ist nicht leicht, wenn ich es mal auf diesen platten Satz herunterbrechen darf. Aber mir bleibt ja nichts anderes übrig. Ich denke, die Welt dreht sich mit und ohne mich weiter, ähnlich ist es auch mit meinen Kollegen Bratwurst und Puffbohne. Wir sind alle vereint im Kreis, die beiden durch Geburt und Durchmesser, ich durch die Drehung am Spieß. Auch wenn uns so manches trennt und kommen wir doch ganz gut miteinander aus. Und Erfurt. Naja Erfurt ... besonders Erfurt find ich sehr gut!

Vielfach hört man in anderen Städten, daß es in der Erfurter Bevölkerung eine Menge Menschen mit einem Stock im Arsch gibt. Da ich Sie hier an diesem mobilen Brathuhnstand drehen sehe, muß ich sie als Fachhuhn fragen: Sehen sie das auch so? Hier muß ich entschieden widersprechen. Sicher, nach außen scheinen wir uns zu ähneln. Doch mir wurde der Stock von fremder Hand eingeführt. Doch bei so manch anderem, denke ich, ist er selbst gemacht ... Sehen sie mal den alten Mann dort hinten, wie er wütende Bemerkungen über die junge Frau mit den bunten Haaren seiner Frau ins Ohr flüstert. Nein, also so bin ich wirklich nicht.

Erfurts Kulturszene war in diesem Sommer ja aufgeschreckt wie eine Herde gackernde Hühner. Es wurde viel mit den Krallen gescharrt und auf dem

obersten Kulturhahn Karl Heinz rumgehackt. Wie haben Sie diesen Sommer und den Erfurter Herbst erlebt?

Naja, ich bin ja eher der gluckenhafte Typ. Ich hätte mir schon mehr Gespräche zwischen den vielen bunten Federkleidern und dem mausgrauen Hahn gewünscht. Das ist mir schon aufgefallen, daß auch er einiges an Federn lassen mußte. Ist aber auch allerdings zu schade, daß er sich mit all seiner Hahneskraft immer nur den alten Glucken mit ihren Mittelalterfederkleidern zuwendet. Die mit eingefallener Brust nur noch Staub- und Strohbröckchen husten.

Ah, ich sehe der Bratonkel kommt, gestatten sie mir noch eine letzte Frage: Sie werden hier gleich vom Spieß genommen und in das neue hEft gewickelt. Macht es Sie stolz, diesem Ökopapier ein wenig Glanz, und sei er nur aus Fett, zu verleihen?

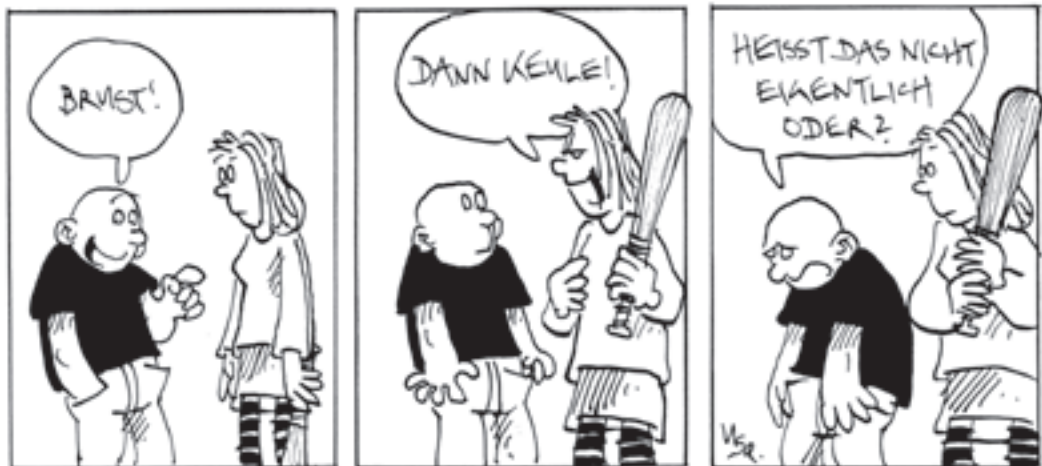
Eines will ich ihnen sagen, junger Mann. Sie mögen vielleicht hier stehen und lästern. Und denken, für 2 Euro Fuffzich gehör ich ihnen, aber veräppeln laß ich mich hier nicht. Sehen sie sich doch die losen, rausgerissenen Seiten an. Soll ich da noch was retten? Kann ich das überhaupt? Ich bin ja schließlich nur ein kleines Huhn mit einer rostigen, sich drehenden Metallsäule als Rückgrat.

So mein Herr, was darf's denn sein? Brust oder Keule?!

Das sieht mir ein bißchen verbittert und alt aus, kann ich vielleicht den Hahn da oben bekommen, ja den, wo noch so ein paar mausgraue Federn drinstecken. Der sieht so schön saftig aus, vor allem um die Mitte rum!

ELEGANTE

©ULF SALZMANN



www.flausen.net

Wir stehen immer noch in der Pflicht, verantwortungsvoll mit Steuergeldern umzugehen.

Karl-Heinz Kindervater

Ja, ich möchte das hEFt für ein Jahr unterstützen und/oder verschenken. Hierzu überweise ich 20 Euro an den Kulturrausch e.V.* und schicke diese Karte ausgefüllt ab. Danach bekomme ich oder der/die von mir Beschenkte die nächsten vier Ausgaben druckfrisch zugesandt. Das Förderabo verlängert sich nicht automatisch. Vielen Dank für Deine/Ihre Unterstützung!

Meine Adresse:

Name, Vorname

Straße

PLZ / Ort

E-Mail

Ich möchte das hEFt verschenken, und zwar an:

Name, Vorname

Straße

PLZ / Ort

Datum, Unterschrift

* Bankverbindung: Kulturrausch e.V., Deutsche Bank Erfurt, BLZ 820 700 24, Kto 165 430 000

Bitte
freimachen.

AN

hEFt für literatur, stadt und alltag
Krämerbrücke 25
99084 Erfurt

erste schritte in erfurt. ein tatsachenbericht.

Endlich ist das Ziel erreicht – endlich beziehe ich meine erste eigene Wohnung und betrete mit der wunderschönen Stadt Erfurt für mich geografisch absolutes Neuland. Hier habe ich einen Studienplatz bekommen und kann es kaum abwarten, daß es losgeht für mich hier in Thüringens Hauptstadt, von der Verwandte und Bekannte mit glänzenden Augen geschwärmt haben. »Erfurt ist so alt!« – »So gut erhaltene Mittelalterarchitektur!« – »Überall historische Plätze!« Volltreffer, denke ich mir, die sich geschichts- und kulturinteressiert findet und mit Erfurt als Wohnort auf keinen Fall etwas falsch machen zu können glaubt. Schon Luther hat gesagt: »Wer gut studieren will, der gehe nach Erfurt!« und ich will dir folgen, Martin.

Auf diesen Pfaden also bewege ich mich aus meiner gemütlichen Altbauwohnung heraus und lenke meine physisch ersten Schritte auf diesem traditionsreichen Boden durch die Altstadt Richtung Stadtzentrum. Der Anblick der alten Fachwerkhäuser gefällt mir, das muß ein Schmaus sein für jedes Touristenauge, wovon sich meines noch nicht unterscheidet. So viele Kirchtürme! Der Anger! Welch ein Platz. Und so viele Menschen. Ob diese alle zur Hochzeit des Jahres erschienen sind? Man kommt gar nicht umhin, darauf aufmerksam zu werden, aber ist es nicht ein wenig eigenartig, daß inzwischen zwei Buchhandlungen einander heiraten dürfen? Ich kann das noch nicht recht glauben und frage jemanden, der wie ein Eingeborener aussieht. Als Antwort bekomme ich »No!« und weiß nicht, was ich damit anfangen soll, ich habe doch auf deutsch gefragt. Vielleicht frage ich später noch mal jemanden, der des Deutschen mächtig ist.

Nun geht es erst einmal weiter. Bald erblicke ich einen Fluß, der und dessen Zweige sich allem Anschein nach durch die ganze Stadt schlängeln und ich gehe noch, ganz Tourist und tapfer, erneut auf jemanden zu, um den Namen des Gewässers zu erfragen. »Gäärra!« Ich bedanke mich und denke: Du armer Fluß! Und erinnere mich, daß es in Thüringen eine Stadt gibt, die so ähnlich heißt. Schon flaniere ich weiter mit aufgrund der vielen neuen Erkenntnisse stolzgeschwelter Brust über diese kleine Brücke, lasse meinen Blick

etwas verträumt über die mich umgebende malerische Kulisse schweifen. Urplötzlich spüre ich einen Schub von hinten, der mich aus meiner Trance reißt. Gerade will ich mich völlig aufgebracht nach dem Drängler umsehen, da erstarre ich vor dem Anblick einer Straßenbahnfront. Um ein Haar hätte sie mich überfahren! Doch der Straßenbahnfahrer schaut mich gar nicht an, sondern schiebt immer weiter, andere Leute scheint dieses Menschenräum-Fahrzeug gar nicht zu stören. Erfurt, so wurde mir gesagt, sei die Stadt der kurzen Wege, im gleichen Atemzug sollte aber auch erwähnt werden, daß Erfurt auch Stadt der schmalen Wege ist!

Nachdem ich schnell platz gemacht habe, mich mit dem Rücken an der Häuserwand weiter zum Fischmarkt bewege, kann ich, dort angekommen, endlich wieder nach Luft japsen. Welch ein schöner Ort! Ich kann mir genau vorstellen, wie es hier im Mittelalter ausgesehen hat. Ohne Straßenbahn war es bestimmt auch viel angenehmer. Doch was ist das dort? Jemand verkauft angeblich Stadtmaskottchen, ich greife natürlich zu, doch was ist das in meiner Hand? Es sieht aus – und ja, es fühlt sich auch so an – aber halt! Ein Tampon mit einem Gesicht drauf? Und das heißt dann auch noch Puffbohne? Ich bin schockiert und lasse es gleich unauffällig in meiner Tasche verschwinden, nicht daß man mich damit noch sieht.

Am Ende meiner kleinen Tour staune ich noch über den neu gestalteten Hauptbahnhof, er sieht wirklich toll aus. Nur ein bißchen eng ist es; Busse und Bahnen, Fahrradfahrer und Fußgänger schieben sich durch den Tunnel. Wieder ziehe ich den Bauch ein und wische mir die Schweißperlen von der Stirn. Doch da! Da passiert es fast, eine Fahrradfahrerin bremst gerade noch so vor einer Passantin mit Kinderwagen. Gott sei Dank ist nichts passiert, sicher ist die Fußgängerin auch froh, denke ich mir. Da schreit sie der auf dem Fahrrad hinterher: »Du alte Fotze!« ...

Der Hauptbahnhof erstrahlt supermodern, doch ein Hauch von Mittelalter scheint auch hier omnipräsent. Endlich bin ich in Erfurt.

Linda F.

besetztes-haus-projekt erhalten!

Immer wieder gab es in den vergangenen Jahren Situationen, in denen wir uns für ein Weiterbestehen des Besetzten Hauses in Erfurt stark machen mußten. Veranstaltungen wurden untersagt oder das Gelände für nicht begehbar erklärt. Nie war jedoch die Bedrohung des Projektes auf einem Teil des ehemaligen Topf-&Söhne-Geländes so existenziell wie jetzt. Seit Anfang des Jahres 2007 gibt es einen neuen Besitzer, der nun alle Gebäude so schnell wie möglich abreißen möchte. Der Abriß ist schon entschieden, obwohl der Beschluß zur Änderung des Bebauungsplans durch die Stadt noch aussteht. Dieser neue Bebauungsplan soll in der nächsten Stadtratssitzung beschlossen werden. Der Besitzer will auf dem Gelände Gewerbe- und Wohnraum schaffen. Nur das Verwaltungsgebäude soll nicht abgerissen, sondern saniert werden. Dort wird evtl. ein Geschichtsort der Stadt Erfurt entstehen, der sich mit der Firma Topf & Söhne auseinandersetzen soll, die im Nationalsozialismus Krematorien für Konzentrations- und Vernichtungslager wie Auschwitz und Buchenwald produzierte. Damit wird ein Projekt umgesetzt, das die BesetzerInnen und andere Gruppen schon seit Jahren einfordern.

In den Verhandlungen der Stadtverwaltung mit dem Besitzer (die Domicil Hausbau GmbH & Co. KG, Mühlhausen) wurde dem Firmenbesitzer, Herr Golla, zugesichert, daß er neben dem Verwaltungsgebäude über den Rest des Geländes frei verfügen kann. Diese Entscheidung wurde über die Köpfe der BesetzerInnen hinweg getroffen. Damit beschloß die Stadt das Ende eines seit über 7 Jahren bestehenden selbstverwal-

ten Projektes, das von vielen verschiedenen Menschen und Gruppen für politische und kulturelle Aktivitäten genutzt wird.

Im Besetzten Haus gibt es Wohnraum, Bandprobierräume, Konzert- und Partyräume, ein Kino, einen Umsonstladen, einen Infoladen/Lesecafé, Werkstätten, eine Sporthalle etc. Neben diesen räumlichen Möglichkeiten ist das Besetzte Haus aber auch ein Ort, an dem Menschen mit rechtsextremen Weltanschauungen nicht geduldet werden und man bemüht ist, Menschen Unterstützung zu geben, die von rassistischen und sexistischen Übergriffen bedroht sind. Ein Projekt, welches in Thüringen Seltenheitswert besitzt und für viele Menschen zu einem wichtigen Bezugspunkt geworden ist. Dieses Projekt, in das wir fast acht Jahre viel Kraft und Hoffnung gesteckt haben, lassen wir uns nicht kaputtmachen!

Wir wollen nicht darauf warten, bis uns irgendwann eine annehmbare Lösung ins Haus flattert. Wir werden für den Erhalt unseres Projektes kämpfen und hoffen auf die Unterstützung aller, denen das Besetzte-Haus-Projekt ans Herz gewachsen ist.

Unterstützt uns durch kreative und vielfältige Aktionen! Und unterstützt uns, wenn der Tag der Räumung naht!

Die BesetzerInnen eines Teils des ehemaligen Topf-&Söhne-Geländes

» Mehr: <http://topf.squat.net>



strohfeuer und andere aktionen.

»...es stellte sich heraus, daß die Klippen der englischen Aussprache immer leichter umschiffen werden konnten, je betrunken man war.« Solcherlei Alltagsweisheiten werden u.a. in der Erzählung »Strohfeuer« nicht vorneweg konstatiert, sie werden gelebt und erhalten dadurch Authentizität. Die jungen, vornehmlich männlichen Hauptcharaktere aus dem zweiten Erzählband: »es war mir ehrlich gesagt völlig egal« von Frank Meyer scheinen noch nicht viel von der Welt zu wissen, bewegen sich zumeist in der heimatlichen Provinz und sind doch frech genug, nach den Sternen zu greifen. Um das größte »Osterfeuer« der Gegend zu entzünden, ist man schon mal bereit, dem vermeintlichen Feind eins überzubraten. Oder man bespricht die schönste Zeit des Lebens seines Großvaters einfach mit ihm während der »Sportschau«.

Der Autor Meyer, Jahrgang 1962, konstruiert seine Erzählungen weder, noch konzipiert er sie – als Leser bekommt man das Gefühl, als seien sie aus einer ganz trivialen Begebenheit heraus geboren und das Geschrie-

bene gehe nicht weit darüber hinaus. Doch gerade im Kleinen, in der scheinbaren Trivialität der Figuren und Orte, wird der Keim erkennbar, aus dem Großes möglich werden kann – und das geschieht eben auch zwischen den Zeilen.

Aus dem ganzen Band sticht »Strohfeuer« ein wenig hervor, nicht nur des etwas üppigeren Umfanges wegen, sondern weil die Jungs Rolf und Andi im Gegensatz zu ihren Charakterkollegen ihre dörfliche Heimat verlassen und zu einer abenteuerlichen Reise durch das angeblich langweilige Irland aufbrechen. Sie erzählen abwechselnd von ihren Gedanken während zahlreicher Saufgelage bis hin zu ihrer unfreiwilligen Schnell-Ausbildung zu Kondomschmugglern für die nach Verhütungsmöglichkeiten lechzende erzkatholische Bevölkerung.

»Völlig egal« scheint allen Jungs des Erzählbands nichts (oder nicht viel) zu sein, woraus man schließen könnte, daß der Titel wohl ironisch gemeint ist. (rf)

» Frank Meyer: »es war mir ehrlich gesagt völlig egal« – Erzählungen« sind im Weimarischen Bertuch Verlag erschienen, ISBN 978-3-937601-70-0, 9,95 Euro

revolte gegen die zeit.

Ein Erzählband besteht aus mehr oder minder langen Geschichten, die im günstigsten Fall keine bloße Aneinanderreihung des Erzählten unter einer oberflächlichen Überschrift ist, sondern eine in sich geschlossene Einheit unter einer Themen vorgebenden Überschrift bildet. »Revolte gegen die Zeit« ist so ein Erzählband, Michael März ist der Erzähler. Im Band hat er Geschichten versammelt, die sich um die Zeit drehen, um das, was Menschen aufgrund der vergehenden Zeit werden, was sie empfinden, entscheiden, vergessen oder erinnern.

Auch Technik gegen das Vergessen spielt eine Rolle. In mehreren Geschichten läßt März Speichermedien abspielen oder hangelt sich an ihnen entlang, etwa mit Tonbandaufzeichnungen oder Handybildern. Denn so aufbewahrte Abbilder der Wirklichkeit unterliegen nicht dem Filter der erzählenden Protagonisten, was dazu führt, ihnen mehr zu vertrauen, was in diesem Fall

auch dazu führt, ein genaues Bild der Aufzeichnenden oder mit dem Handy Fotografierenden zu präsentieren.

Oft sind die Geschichten von Michael März merklich in die deutsche Geschichte integriert. Besonders deutlich wird das im Fall von »Sommernachtgedanken« und »Die Montage leben«, in denen die deutsche Geschichte über den bloßen Rahmen hinaus auch den Inhalt vorgibt. Als Leser kann man sein eigenes Geschichtswissen durch gefälliges Nicken überprüfen und dem Autor auf den Pfaden seiner Ideen der historischen Zeit und ihren Folgen nachgehen. Die Geschichten sind handwerklich gut gearbeitet, bilden also geschlossene Einzelwerke mit Kern und Möglichkeit zur Wiedererkennung, mehr noch, auch die Zusammenstellung ist konsequent und zielstrebig dem Thema Zeit – zwischen vergessen können, erinnern müssen und umgekehrt – untergeordnet. (jr)

» Michael März: Revolte gegen die Zeit, Erzählungen, docupoint Magdeburg, 160 Seiten, Paperback, 12 Euro

termine.

» **Fr, 09.01.**, 20 Uhr, Kunsthaus Erfurt, Michaelistraße 34, Ausstellungseröffnung »Heimatpark«, Fotografie und fotografische Essays

» **Sa, 10.01.**, 20 Uhr, Erfurt, Weinstein Le Bar (Kleine Arche 1), »La Calzada – Winterhäppchen« Vernissage mit Grafiken von Katrin Kadelke

» **So, 11.01.**, 17 Uhr, Erfurt, Begegnungsstätte Kleine Synagoge, An der Stadtmünze 4/5: »Jevgeni Jevtuschenko« – Lesung der Gruppe Slovenost

» **Di, 13.01.**, 19:30 Uhr, Erfurt, Begegnungsstätte Kleine Synagoge, An der Stadtmünze 4/5: Autorenlesung mit Tobias Moorstedt: »Jeffersons Erben. Wie die digitalen Medien die Politik verändern«

» **Di, 13.01.**, 20 Uhr, Erfurt, Uni-k.u.m., Nordhäuser Str. 63: Litwisser lesen! Lustiges und Skurriles der Erfurter Literaturwissenschaftler

» **Mi, 14.01.**, 19 Uhr, Erfurt, Café Paul, Paulstr. 11: Ein literarisch-musikalischer Abend im Literaturcafé mit Klaus Buschendorf und Peter Hölzer: »Ich liebe es, mich umzudrehen«

» **Mi, 21.01.**, 19 Uhr, Freifläche Radio F.R.E.I. (Gotthard-

straße 21, Erfurt). Buchlesung – Ullrich Peltzer: Teil der Lösung. »Peltzer schildert das junge, akademische Milieu, dessen Zukunft ungewiss ist. Aber es wird auf neue Weise nach dem Wesen der Gesellschaft gefragt, auf aktuelle Weise Kritik geübt. Ein großer Zeitroman, auf der Höhe der theoretischen Diskurse, gleichzeitig eine packende Krimi- und Liebesgeschichte.« (Helmut Böttiger, Deutschlandradio Kultur)

» **Mo, 02.02.**, 19 Uhr, Weimar, Eckermann-Buchhandlung, Marktstr. 2: Abbruch, Umbruch, Aufbruch oder was? Akteure der Wendezeit in Thüringen geben Auskunft

» **Sa, 28.02.**, 14:30 Uhr, Limlingerode, Dichterstätte Sarah Kirsch, Lange Reihe 11: Lyriker und Lyrikerinnen, die den deutschen Gedicht-Kanon vom Mittelalter bis heute mitbestimmen

» **Mo, 23.03.**, 16 Uhr, Erfurt, Begegnungsstätte Kleine Synagoge: Golem stiller Bruder. Mirjam Pressler liest aus ihrem neuen Roman

» **Di, 24.03.**, 19 Uhr, Erfurt, Kaisersaal: Generation Doof – die Show zum Bestseller. Spannende Mischung aus Lesung, Lebenshilfe und unterhaltsamer Show

ausschau halten. spuren lesen.

ausschau halten ...

nach Folge zwei und drei
der poetischen Trilogie erfurtslam mal drei
bereits zu erfurtslam-Veranstaltungen bei Radio F.R.E.I.
zu Gast gewesen, präsentieren »Profi-Propheten« ihr
Spezialprogramm dem geneigten Publikum ...

» **F.R.E.I.-Fläche (Gotthardtstraße 21, Erfurt)**

» **info unter www.radio-frei.de**

ausschau halten ...

nach einem leicht vers störten Slammer-Duo.
Frank Klötgen und Wehwalt Koslovsky wollen
die F.R.E.I.-Fläche
mit ihrem Spoken Word Programm stürmen.

»Versmaß rules« bei vollem
Wort-, Stimm- und Körpereinsatz!

» **erfurtslam mal drei.zwei**

» **k.u.k. leicht vers.stört**

» **am 25.Januar 2009**

» **Einlaß 19 Uhr, Beginn 20 Uhr**

» **Info unter www.kuk2.de**

ausschau halten ...

nach einem »kontrolliert verrückten«
Menschen mit Mütze, der auf der F.R.E.I.-Fläche
gute Laune verbreiten möchte.

Poetry Slammer Sebastian23 erzählt
wahnwitzige, ironische und schlaue Geschichten,
singt von Esoterik, Faulheit und gern auch von
Radiomusikredakteuren.

» **erfurtslam mal drei.drei**

» **Sebastian 23 »Gude Laune hier«**

» **am 15. Februar 2009**

» **Einlaß 19 Uhr, Beginn 20 Uhr**

» **Info unter www.sebastian23.com**

... und ... *ausschau halten ...*

nach anderen Blicken.

»Stadtteile« werden bald behandelt.

stadtteile

spuren lesen.

de gustibus non est disputandum.

Von Stefan Werner

Seit ich denken kann, ist die Frage, wer am 1. Weihnachtsfeiertag in unserer Familie die Brust oder die Keule der Gans bekommt, keine Frage des Geschmacks. Es ist vielmehr eine geschlechtsspezifische Entscheidung. Diskussion zwecklos. Der männliche Teil der Familie bekommt Keule. Auf diese Weise werde ich zwischen Rotkraut und Kloß mit Soße zärtlich daran erinnert, wie roh und martialisch meine Geschlechtsgenossen aus grauer Vorzeit gewesen sein müssen. Erst kürzlich quatscht mich doch eine von der Seite an: »Du gehst zum Fußball!?! Das ist doch Ersatzkrieg!« Ich bin nicht weiter darauf eingegangen. Aber eins ist mal sicher, Fußball ist eher Keule als Brust. Auch Beatles oder Stones ist keine vordergründig geschmacksbegründete Entscheidung. Vielmehr entscheidet hier Herkunftsmilieu und Sozialisation, selbst in Anerkennung des neoliberalen Trallalas vierer netter Jungs aus Liverpool.

Und der RWE? »Die Liebe zu einem Club wird dir gegeben, ohne daß man sie sucht, hat man Glück, dann ist's der Richt'ge, hat man Pech, heißt er Carl Zeiss ...« Mit Inbrunst und bis an die Grenze zur Kakophonie wird dieses Lied zu Beginn eines jeden Heimspiels »gesungen«. Während der Gesang eine reine Geschmacksfrage darstellt, so macht der Inhalt doch deutlich, daß meine Entscheidung für den RWE neben dem guten Geschmack und Sinn für Fußball auch ein bißchen mit Glück zu tun hat. Gleichwohl bin ich zutiefst davon überzeugt, daß man das Glück zwingen kann. Man muß also kein Zeiss-Fan sein.

Die Notwendigkeit zur Entscheidung ist eine der schwierigsten Aufgaben in unserem Leben. Das Schöne daran: Wir haben durchaus die Möglichkeit zur Entscheidung. Das macht die Sache nicht unbedingt leichter, aber die Lösung vielleicht präziser. Um zur Befriedigung der Fußballleidenschaft einen Verein in ein und derselben Spielklasse zu finden, braucht es Geschmack. Dabei geht es nicht um guten oder schlechten Geschmack. Geschmack ist grundsätzlich gut. Es stellt sich lediglich die Frage, ob man ihn hat oder eben nicht. Da hilft auch das Rumpelstilzchen



Louis de Funès alias Charles Duchemin nicht.

Jede Winterpause braucht ein Thema. Unser Thema 08/09 heißt: Stadionauss-, -neu- oder -umbau. Dieses Thema spaltet – nicht nur die Geschmäcker. Da ist noch nichts entschieden, da reden die ersten Fans (meist unter 20 Jahren) schon vom »Lost Ground Gespenst« und daß das Steigerwaldstadion nicht aufgegeben werden darf, schon der Geschichte und des Marathontors wegen. Für diejenigen, die noch nicht die Wirkungsstätte des RWE besicht haben: Es ist nicht die Sixtinische Kapelle und die Geschichte von 1931 bis heute ist Wikipedia ganze 2752 Zeichen (inkl. Leerzeichen) wert – wow.

Ganz ehrlich, mir ist es egal, Hauptsache die Laufbahn kommt weg und vielleicht noch ein Dach über den Stehplätzen. Meine Augen sind schlechter geworden und Brille bei Schnee und Regen ist scheiße. Mal abgesehen davon, wie heißt es so schön in unserer Hymne: »... egal ist's, wo wir spiel'n, wir bleiben treu ...«

Auch wenn ich im Grunde gegen übertriebene Ausgaben bin, halte ich es für das Beste, jetzt ein gewisses Maß an Vergnügungen auszukosten. Wir stehen auf einem guten Platz und die Mittel und die Gelegenheit sind da. Jedenfalls besser, als zu warten, bis wir vor dem Abstieg stehen oder zu arm geworden sind und ich zu alt für den Stehplatz bin. Ach, hatte ich schon erwähnt, daß ich Keule lieber mag? Ja? Na dann ist gut. Also weiter im Text! Nein, unmöglich, das war die letzte Zeile in diesem Jahr.

verschlusssachen.

Von Peter Raulfs

Das dumpfe »Fömp« oder das eloquentere »Flöpp« gehört zur gewohnten akustischen Untermalung eines lieb gewonnenen Rituals der Weinfreunde: das Entkorken der Flasche, das sinnlich auf die bevorstehenden Genüsse – oder auch nicht, je nachdem – einstimmt.

Doch häufig hört man stattdessen nur ein wenig inspirierendes »tickticktick«, wenn die Flasche statt auf die althergebrachte Art mittels Korken nunmehr mit Schraubverschluß oder vermeintlich schlimmerem verschlossen ist. Womit wir bei der Kernfrage sind, um die sich die heutige Folge des kleinen hEFt-Weinberaters drehen soll: ist nicht der Schraubverschluß Hinweis darauf, daß es sich beim Inhalt um eine billige Plörre handelt, wenn man sich schon nicht mehr die Mühe macht, der Flasche die dem Wein einzig angemessene Verstopfung zu gönnen? Also: Was sagt die Verschlußart über die Qualität des Weins aus?

Einfache Antwort: Gar nüscht! Es gibt billigen Fusel mit Naturkork, und es gibt sehr gute Weine mit Schraubverschluß. Was letztlich da drin ist, darauf läßt sich nicht aus dem Verschluß rückschließen.

Nun wird ja aus guten Gründen schon seit längerem mit alternativen Verschlußmethoden experimentiert – neben Kunststoffstopfen sind es vor allem der Dreh- oder Schraubverschluß, der auf immer mehr Flaschen thront, seltener Kronkorken aus Edelstahl oder Glasstopfen. Gemeinsam ist diesen neuen Verschlußarten: sie sind alle einwandfrei, erfüllen ihren Zweck und sind damit völlig akzeptabel. Dagegen ist der traditionelle Naturkork eine meistens eher suboptimale Sache. Trichloranisol oder kurz TCA heißt nämlich der Schweinehund, der da womöglich drin sitzt und den sogenannten Korkschmecker verursachen kann – der Wein schmeckt dann unangenehm und aufdringlich nach nassem Holz oder Leder – was letztlich zur Folge hat, daß das Gesöff nicht durch die Kehle des Weintrinkers, sondern durch den Küchenabfluß gurgelt. Von anderen lästigen Begleiterscheinungen, wie abgerissenen

Korken oder Krümeln im Glas, ganz zu schweigen.

Da ein Korken im Einkauf zwischen 5 Cent und 1 Euro kostet, liegt nahe, daß es da nennenswerte Qualitätsunterschiede gibt, und daß sich potentielle Fehler eher auf dem unteren Ende der Preisskala konzentrieren. Woraus folgt, daß der Naturkork um so kritischer zu sehen ist, je billiger der Wein ist, während man davon ausgehen können sollte, daß vom mittleren Preissegment aufwärts auch ein einwandfreier Qualitätskork zum Einsatz kommt. Bei qualitätsorientiert arbeitenden Erzeugern ist die Wahrscheinlichkeit mit unter fünf Prozent insgesamt erträglich gering, mit Korkfehlern konfrontiert zu werden. Eine Garantie gibt es freilich auch da nicht.

Es gibt darüber hinaus für den Abfüller Gründe technischer und wirtschaftlicher Natur, sich für den einen oder anderen Verschluß zu entscheiden – Kosten für die nötigen Maschinen, Verfügbarkeit passender Flaschen – die jedoch hinsichtlich der vermuteten oder tatsächlichen Güte des Weins ohne Belang sind. Aber auch weitere Gesichtspunkte kann es geben, die berücksichtigt werden wollen: So verriet mir beispielsweise ein Winzer, daß er unter anderem deswegen weiterhin am Naturkork festhalte, weil damit verstopfelte Flaschen es am besten überstehen, wenn gelegentlich sein Flaschenkeller von der Mosel geflutet wird.

Und die gelegentlich verbreitete Geschichte, daß der Wein durch den Korken belüftet und dadurch reifen würde, das gehört in die Weinmärchenwelt; durch den Korken dringt keine nennenswerte Luft, das ist Sinn der Sache – abgesehen davon, daß die meisten Weine ohnehin nicht in den Keller gelegt werden, um dort jahrzehntelang zu altern.

Die Akzeptanz alternativer Flaschenverschlüsse ist also ein rein emotionale Angelegenheit, weil es gilt, von lieb gewonnenen Gewohnheiten Abschied zu nehmen. Der Abschied läßt sich in diesem Fall aber getrost ganz leidenschaftslos sehen.

» Im nächsten hEFt: Was Wein und Kulturlandschaft miteinander zu tun haben.

ein fehlschuß ist keine schande!

Die hEFt-Redaktion begab sich im dunklen Monat November in den Mischwald um das kleine Dorf Förtha, am nordwestlichen Ausläufer des Thüringer Waldes. Eine Treibjagd stand an, und wir waren eingeladen, daran teilzunehmen und zu prüfen, ob das Vorurteil vom wilden, schießwütigen Jägersmann einerseits und der hilflos getriebenen Kreatur andererseits der Wahrheit entspricht.

Wir treffen uns um 10 Uhr, sehr spät für den Beginn einer Jagd, auf einem Parkplatz an der B 84. Versammelt sind etwa 30 Männer und zwei Frauen, alle in grüner Montur. Es ist diesig und frisch, der Wald duftet herrlich. Wir haben schon die leuchtend gelben Sicherheitswesten an und stechen etwas uncool aus dem Expertengrün heraus. Nun folgt eine kurze Ansprache des Jagdleiters, welches Wild heute nicht geschossen werden darf, nämlich Hirsche Klasse 1 (die ganz großen), Füchse und führende Bachen. Wir erfahren weiter, was alles noch zu beachten ist: Alle Jäger bleiben bis zum Ende der Jagd auf ihren Hochsitzen. Eine Buchendickung ist kein Kugelfang! Überhaupt: Sicherheit ist alles! Und schließlich: Ein Fehlschuß ist keine Schande, wenn er ehrlich zugegeben und ihm gewissenhaft nachgegangen wird! Dann werden die Gruppen eingeteilt. Je ein Jäger geht auf einen Hochsitz oder nimmt einen Erdstand ein. Übrig bleibt ein Grüppchen von fünf, sechs Männern, die heute die Treiber spielen sollen. Einer von uns schließt sich den Jägern [hEFt-Jäger], einer den Treibern [hEFt-Treiber] an. Alle steigen in ihre Autos und fahren zu ihren Standorten. Halb elf soll die Jagd beginnen.

10:15 Uhr, hEFt-Jäger: Ich bin in Hochstimmung und wild entschlossen, das Wild zur Strecke zu bringen (oder wenigstens dabei zu sein). Voller Mitleid blicke ich zur Gruppe der Treiber hinüber, die etwas abseits steht. »Ein Fehlschuß ist keine Schande«, klingen die Worte des Jagdleiters noch in meinen Ohren.

10:20, hEFt-Treiber: Bevor es losgeht, suche ich mir auf Anraten von Carsten, dem Chef des Treiber-Teams, einen guten Stock, schließlich soll die Jagd drei Stunden dauern – drei Stunden, in denen wir bergauf, bergab durch den Wald stapfen werden.

10:23, hEFt-Jäger: Wir folgen dem Jeep des Revierleiters. Nach einigen Minuten Fahrt erreichen wir unser Ziel. Der Revierleiter, der gleichzeitig unser sogenannter Ansteller ist, teilt uns einen Hochsitz zu. Bis dahin sind es etwa zwei Minuten Fußmarsch. Ich werde eine der beiden Jägerinnen begleiten. Sie heißt Corinna und ist Ende Zwanzig. Sie zieht ihren Stutzen aus dem Futtermal, hängt ihn sich über die Schulter und wir setzen uns in Bewegung.

10:24, hEFt-Treiber: Es gibt Cappuccino mit Kirsch

aus der Thermoskanne zur Stärkung. Ich trinke einen Schluck und meine leichte Aufregung legt sich so gleich.

10:25, hEFt-Jäger: Ich stolpere über einen Baumstamm und ruiniere mir die Hose. Eine Minute später erreichen wir dennoch ohne weitere Vorkommnisse den Hochsitz. Wir steigen hinauf und nehmen unsere Plätze ein. Es ist ein wenig eng, aber das ist bei 5°C Außentemperatur eher von Vorteil.

10:30, hEFt-Treiber: Wir bilden eine Reihe und laufen im Abstand von 30 Metern vom Waldrand aus los. Ziel ist, das Wild aus dem Dickicht in Richtung der Hochsitze zu treiben, oder besser: zu drücken, wie es korrekt heißt. Also keine Treib-, sondern eine Drückjagd. Nach ein paar Höhenmetern fangen die Kollegen links und rechts von mir plötzlich an zu rufen: »Hopp hopp hopp, Hopp hopp hopp« schallt es von nun an durch den Wald. Nach ein paar Minuten stimme ich mit ein. Man will sich ja nicht lumpen lassen, schließlich, so erfahre ich, sind am Ende immer die Treiber schuld, wenn zu wenig Wild vor die Büchsen der Jäger läuft.

10:47, hEFt-Treiber: Wir kämpfen uns durch riesige Brombeersträucher und ich warte noch immer darauf, das erste Wild zu sehen. »Hopp hopp hopp, Hopp hopp hopp«. Wir bleiben stehen, um auf die anderen zu warten. »Was mache ich eigentlich, wenn eine Wildschweinhorde auf mich zukommt?« frage ich Carsten. »Kannst Du gar nichts machen. Wenn ein Schwein angeschossen ist, hast du Pech. Am besten hintern Baum stellen.« Und nach einer kurzen Pause ergänzt er noch: »Vorsicht ist keine Feigheit«. Ich bin beruhigt.

10:53, hEFt-Jäger: Sitzen, warten, beobachten und heißen Tee trinken. Vereinzelt Schüsse. Weit weg. Wir kommen ins Gespräch: Die Jagd ist immer noch eine Männerwelt. Aber es wandelt sich. Corinna ist Diplom-Forstwirtin. Als sie anfang zu studieren, war das Verhältnis zwischen Männern und Frauen schon fast ausgeglichen. Die Jagd ist für sie ein selbstverständlicher Teil ihres Berufs. Sie trägt gleichsam zum Naturschutz und zur Artenvielfalt bei. Es gibt natürlich viele Vorurteile, vor allem Frauen gegenüber. Zum Beispiel, daß es ihnen angeblich schwerer fiele, auf ein Tier zu schießen. Da spürt sie schon einen gewissen Erfolgsdruck. Aber das hat sie gut im Griff.

11:15, hEFt-Treiber: Plötzlich ein lautes, aufgeregtes Rufen von links. Ich sehe nichts, aber ein Treiber kommt und erstattet Meldung: es seien über zwanzig Stück Schwarzwild gewesen, die zwischen uns hindurch gelaufen sind. Eigentlich müßte unsere Treiberkette enger sein, dann würde so etwas nicht passieren. Aber wir seien heute zu wenige, da spielten die cleveren Schweine Katz und Maus mit uns.

11:20, hEFt-Jäger: Es wird langsam frisch. Ich knöpfe mir den Mantel zu und gieße mir noch einen Tee ein. Dann endlich, es rührt sich was. Direkt vor uns. Ein Fuchs! Ganz gemütlich trottet er vor unserer Nase herum, steckt seine Schnauze mal hierhin, mal dahin. Dann schaut er zu uns hinüber. Er scheint genau zu wissen, daß er heute nicht geschossen werden darf.

11:30, hEFt-Treiber: Hin und wieder ist ein Schuß zu hören. Ein komisches Gefühl. Man weiß, jetzt könnte es eine Kreatur erwischt haben.

11:47, hEFt-Treiber: Vor mir taucht ein Hochsitz auf. Der Jäger zeigt von oben auf einen Busch. Ich gehe hin, bin erschrocken, überrascht, dann fasziniert. Ein erlegtes Reh, ganz friedlich. Der Jäger steht hinter mir: »Der Schuß hat getroffen. Noch drei Sprünge, dann war das Reh tot. Kein Leiden.« Ich kann den Blick nicht abwenden.

11:50, hEFt-Jäger: Ein Reh von hinten. Ich habe es selber gar nicht bemerkt, aber Corinna macht mich darauf aufmerksam. Das Reh schlägt zwei, drei Haken, dann ist es wieder verschwunden. Es ist hoch flüchtig, wie es in der Fachsprache heißt. Einen Schuß abzugeben, wäre zu riskant. Es ist nicht ungewöhnlich, erfahre ich, daß man während einer Jagd nicht einen einzigen Schuß abgibt.

12:20, hEFt-Treiber: Wir haben jetzt das Waldstück einmal durchkämmt, jetzt geht es zurück. Es gibt Pilze en masse: Maronen und Steinpilze. Leider hab ich keinen Korb mit.

12:30, hEFt-Jäger: Vor uns aus der Dickung taucht ein Jagdhund auf. Corinna erklärt: Er gehört zu den so genannten Stöberhunden. Sie durchsuchen selbständig das Unterholz und sollen das Wild dazu bringen, die angestammten Deckungen zu verlassen, ohne daß es dabei in Panik verfällt. Gute Hunde sind das A und O einer Jagd. Ein guter Hund kann dem Jäger das Wild direkt vor die Flinte bugsieren. Der Deutsche Wachtel findet die Fährte des Rehs, das vor einer Weile vor uns die Haken schlug, und nimmt die Verfolgung auf – allerdings in die falsche Richtung.

12:43, hEFt-Treiber: Immer noch kein lebendes Wild gesehen. Carsten wird langsam nervös. Zu wenige Schüsse sind zu hören. Dabei will er heute ein Reh mitnehmen, für Weihnachten. Ich frage ihn, warum heute keine Füchse geschossen werden: »Jedes Tier hat seine Daseinsberechtigung«. Und außerdem schmeckten Füchse nicht.

12:50, hEFt-Jäger: Das wird wohl heute nichts mit Hirschgulasch. Das muß man sich sowieso zweimal überlegen. Für jedes erlegte Stück Wild ist eine Abschuß-

prämie zu zahlen. Jagdbetriebskostenbeitrag heißt das auf Amtsdeutsch. Bei einem großen Hirsch können das schon einmal mehrere tausend Euro sein. Das Geräusch (Herz, Leber, Lunge, Milz, Nieren) steht dann dem zu, der das Wild erlegt bzw. aufbricht. Das kleine Jagdrecht nennt sich das. Will der Jäger auch das Fleisch, kostet das noch einmal extra. Einen Einser Hirsch schießt man gewöhnlich nur einmal im Leben.

13:15, hEFt-Treiber: Wir sind fast am Ende und gehen noch mal durch ein kleines Waldstück. Da – zwei Rehe springen an uns vorbei. Wir warten. Kein Schuß fällt. Dafür sehen wir bald darauf eine tote Bache am Wegrand liegen. Der stolze Jäger hat ihr schon die Eingeweide entnommen. Seltsamer Anblick.

13:30, hEFt-Jäger: Der Tee ist alle. Zum Glück hat das Frieren ein Ende. Der Ansteller holt uns wieder ab. Die Glieder sind steif. Wir steigen ins Auto und fahren zur Strecke.

Die Strecke, ein etwa zehn mal zehn Meter, mit Reisig ausgelegtes Quadrat, ist bereits vorbereitet. Ein großes Holzfeuer lodert am Rand. Wir scharen uns darum. Die Jäger unterhalten sich. Nach und nach wird das erlegte Wild auf die Strecke gebracht. Ein einjähriger Hirsch, ein Wildschwein und ein paar Rehe. Der Hirsch muß vor einiger Zeit von einem Auto angefahren worden sein. Die linke Hinterhand ist dick geschwollen und vereitert. Dann wird zur »Siegerehrung« geblasen. Die erfolgreichen Jäger erhalten eine Art Auszeichnung vom Jagdleiter. Einen kleinen Fichtenzweig, den sie sich an den Hut stecken. »Waidmanns Heil, Waidmanns Dank!« Jeder Wildart wird das letzte Geleit geblasen. Dann ist die Jagd offiziell beendet.

Bleibt die Frage: Wo waren die schießwütigen Jägersleut? Wir haben keine gesehen, nur nette, naturverbundene Menschen, die an der Regulierung des Wildbestandes arbeiten. Die getriebenen Kreaturen erwiesen sich als schlau und flink, nur einige hat's erwischt. Die wichtigste Erkenntnis jedoch war: Eine Jagd ist eine sehr ruhige Angelegenheit – die meiste Zeit über passiert gar nichts. Wir legen unsere gelben Warnwesten ab, steigen ins Auto und fahren entspannt nach Hause.



langer marsch über die domstufen.

Gegen die Kälte hilft zwar Bovril || und Wolpryla-Hochbausch, || aber eine neue »Jugend«-Mode || brauchen wir auch. (B.P.)

Seit letztem Sommer hat sich einiges getan in der Erfurter Kulturszene. Der »Kampf ums Kunsthaus« wurde zu einer Diskussion über den Zustand der Stadt, die mittlerweile auch im Stadtrat geführt wird. Die Gründung des Klubs 500 schuf die Möglichkeit einer Plattform unterschiedlicher Akteure, von mittellosen Street-Aktivist*innen und Künstler*innen bis zu Professoren und Stadträten. Die Planung eines Kulturkongresses begann und Prada kam nach Nord.

Das kann nur der Anfang sein. Das Schwungrad beginnt erst zögerlich, sich zu drehen.

Auch kleine Anschläge bringen Bewegung, das zeigt die Debatte um das Kulturkonzept. Bei der Veranstaltung »Hauptsache: Kultur! – Erfurter Tendenzen« im Kunsthaus wurde über ein neues Kulturkonzept debattiert. Ein Entwurf wurde von den anwesenden Stadträten als vermisst gemeldet. Vor einem Jahr hat Oberbürgermeister Andreas Bausewein vom Stadtrat den Auftrag erhalten, diesen vorzulegen. Er wurde zwischen Oberbürgermeister und Kulturdirektion hin und her geschoben. Auf der Veranstaltung wurde versprochen, sich auf die Suche zu machen, und siehe da, er tauchte auf.

Die Fraktion von Bündnis 90/Die Grünen hatte in einer Stadtratssitzung eine Vorlage eingebracht. Dort wird ein öffentlicher Diskussionsprozeß gefordert, in dem das Kulturkonzept entwickelt werden soll. Ein öffentliches Hearing und Bürgerforen sollen durchgeführt werden. Es sollen alle kulturellen Gruppen und Vereine eingebunden werden, um ein neues Konzept zu erstellen. Dazu soll die Kulturdirektion einen Rohentwurf vorlegen. Der Entwurf liegt da und verspricht, was zu befürchten war. All das, was in den letzten Monaten kritisiert wurde, wurde als Bestandsaufnahme vorgelegt: Eine kulturelle Ausrichtung mit einem Schwerpunkt auf historische Themen ohne neue Ideen.

Die Stadt will sich verstärkt als Kindermedien-, Universitäts- und Hochschulstandort profilieren. Und wie: »Ein wichtiger Punkt ist dabei die Errichtung eines medienpädagogischen Erlebnis zentrums auf der Grundlage der zum Kauf angebotenen Ausstellung *Tabaluga-Tivi und Co – so wird Fernsehen gemacht*.« Die Bedeutung Erfurts als Lutherstadt soll fokussiert werden. Geplante kulturelle Jahresthemen heißen: Luther. Der Aufbruch; 600 Jahre Collegium Amplonianum, mittelalterliche Buchdruckerei; Jüdisches Leben in Er-

furt; 1000 Jahre Mainzer Bezug, 350 Jahre Reduktion; 350 Jahre Petersberg, 200. Wiederkehr der zweiten preußischen Besitzergreifung; via regia – europäische Sternstunde, Jubiläum des großen Erfurter Astronomen Schröter; 500 Jahre Reformation. Spektakuläre kulturelle Großveranstaltungen werden weiter unterstützt: DomStufen-Festspiele, Deutsches Kindermedienfestival »Goldener Spatz«, Internationales Puppentheater Festival »Synergura«, Internationales Folklore-Festival »Danetzare«, Internationaler BACH-LISZT Orgelwettbewerb, Thüringer Kunstmesse »artthür«, Zooparkfest, Denkmalwoche, Thüringer Jazzmeile, Krämerbrückenfest, Weihnachtsmarkt, Altstadtfrühling, Oktoberfest, Autofrühling, Töpfermarkt, Blumen- und Gartenmarkt, Weinfest.

Es ist nicht ersichtlich, wie sich das Kulturkonzept, das mindestens für die nächsten zehn Jahre richtungsweisend sein soll, vom jährlichen Sachbericht der Kulturdirektion unterscheidet. Der vorliegende Entwurf wird mittlerweile auch im Stadtrat abgelehnt. Aber wie soll ein neuer erstellt werden und von wem? Das vom OB favorisierte Verfahren, von außen Experten einzufliegen und dafür 50.000 Euro auszugeben, was weit mehr als der jährliche Etat des Kunsthauses wäre, erscheint als unausgereifter Schnellschuß oder Ergebnis gezielter Lobbyarbeit bestimmter Berater. Warum greift man nicht auf das eigene Potential zurück? Ein öffentliches Hearing kann ein erster Schritt sein. Die Erarbeitung eines Entwurfes soll durch die Mitarbeit der Künstler, Kulturschaffenden und Kulturvermittler aus Erfurt, die auf langjährige Arbeit auf diesem Gebiet verweisen können, erstellt werden.

Eine Diskussion über finanzielle Einsparungen und Kürzungen muß der Vergangenheit angehören. Finanzen, die durch höhere Steuereinnahmen der Stadt erzielt werden, sollten auch in den Kultursektor einfließen. Eine Umverteilung finanzieller Mittel ist notwendig. Neue Projekte, wie die Gedenkstätte Andreasstraße, sollten vom Land Thüringen und aus Bundesmitteln finanziert werden.

Die bisherige Kulturausrichtung der Stadt Erfurt sollte zugunsten zeitgenössischer Entwicklungen überarbeitet werden. Eine wichtige Säule ist die Freie Szene und vor allem für jüngere Menschen ein Gradmesser für eine Entscheidung für oder gegen Erfurt als Lebensmittelpunkt. Deshalb soll das Leipziger Modell aufgegriffen werden und die Freie Szene 5% aus dem Kulturat als Fördermittel zur Verfügung gestellt bekommen.

Ein neues Kulturkonzept Erfurt wird neue Schwerpunkte setzen müssen. Wie wäre es mit der Schaffung

neuer Fachbereiche in der Universität oder eigenständiger Institute, Schaffung einer Kunsthochschule, Einrichtung eines Literaturinstituts mit den Bereich »Kreatives Schreiben«? Gründung eines neuen Theatergebäudes in Erfurt, wo auch all die vielen Theaterinitiativen der Stadt einen festen Spielort finden? Wie wäre es, in Erfurt eine Biennale für internationale zeitgenössische Kunst durchzuführen und ein Musikfestival, organisiert von Endpilot bis Zughafen? Brachen in der Stadt sollten mit Gegenwartskultur belebt werden. Visionen sollten entwickelt werden, wie Leben in das Heizwerk,

auf den Petersberg und die leerstehenden Läden und Häuser in der Johannesstraße und der Magdeburger Allee einziehen kann.

Bis dahin gilt: Schafft eins, zwei, viele Magazine, Bars, Clubs, Galerien, Second-Hand-Läden, selbstverwaltete Häuser, Buchläden, Modeateliers, Schlittschuhbahnen ...

Dirk Teschner

der lauf der dinge. was will der klub 500?

Es ist Winter in Erfurt. Nachdem schon der Herbst eine bedrohliche Haltung eingenommen hatte, konnte ihm sein Partner in nichts nachstehenden. Dunkelheit, Bratwurst mit Sauerkraut und dicke Filzklamotten. Doch alles hatte sich schon mehrere Sommer angekündigt.



Erfurt hatte Mitte der neunziger Jahre sehr vielversprechende kulturelle Ansätze. Ein Kunstfest namens »Configura«, einen Kulturpreis, ein vorhandenes Schauspiel, ein den öffentlichen Raum einnehmendes Puppentheaterfestival »Synergura«, Straßentheater auf dem Domplatz und der ega, ein lebendiges Kunsthaus – und unvergessen – einen 99er Kultursommer im Heizwerk am Brühl. Ein Jahrgang, der einem heute noch den Geschmack der weiten Welt in die Sinne treibt.

Gut zehn Jahre später können wir inventarisieren: eine Oper, ein Puppentheaterfestival »Synergura«, eine ega mit restriktiven Öffnungszeiten und Preisen, ein mittlerweile provisorisch gesichertes, immer noch leer stehendes Heizwerk im Brühl, ein neues Schauspiel ohne Spielstätte, ein zwischenzeitlich im Bestand gefährdetes Kunsthaus und eine mögliche Flucht des FC RWE in die Metropole Apfelstädt.

Aber vielleicht sollten wir nun die Bestandsaufnahme verlassen. Es heißt ja nicht umsonst go, go und nicht heul, heul. Ersteres haben sich nun im Sommer einige Erfurter zum Motto genommen und kurzentschlossen Ende September den KLUB 500 gegründet. Begleitet wurde dies von einer Ausstellung mit über 50 Künstlern aus Erfurt, Thüringen und darüber hinaus im Kunsthaus Erfurt. Wie eine kleine, spontane Messe zeigte sie die Vielfalt der vorhandenen künstlerischen

Positionen. Das Haus war voller Menschen, durch die geöffneten Fenster erklang improvisierte Musik der Gruppe Radar, Leute kamen miteinander ins Gespräch. Also genau die Lebendigkeit, die man sich für unsere Stadt wünscht.

Trotzdem ist der KLUB 500 kein zweiter Erfurter Kunstverein. Und auch keine Künstlergruppe. Aber was dann? Schauen wir hinein. Die Mitglieder eint vor allen Dingen, daß sie in Erfurt leben, ihre Umwelt wahrnehmen und gestalten wollen. Das ist der gemeinsame Nenner, die Verbindung und der Anspruch. Alle bringen ihre individuellen Erfahrungen, ihre Sichtweisen und Vorstellungen ein. So kommen jeden Donnerstag ganz verschiedene Menschen zusammen. Obwohl wir uns nicht mehr über unsere Erwerbsbiografien definieren wollen, hier doch ein paar Berufsbezeichnungen als Hinweis: Professoren und Dozenten der Erfurter Hochschulen, Studierende der Erfurter Hochschulen, Gastronomen, Galeristen, Architekten, Journalisten, Künstler, Selbständige und Nichtselbständige, Stadträte, Journalisten, Veranstalter und Elektriker. Überschneidungen der Tätigkeiten sind hierbei nicht ausgeschlossen.

Der KLUB 500 ist keine Organisation im herkömmlichen Sinne, sondern eine Idee. Eine Idee vom Einmischen in kulturelle Prozesse der Stadt und vom Einbringen in das kulturelle Leben Erfurts. Er möchte neben der

zeitgenössischen Kunst alle Bereiche der Lebenskultur befördern. Seine offene Struktur ist zugänglich für alle.

Die Erfahrung der letzten Jahre zeigt, daß in Erfurt viele kleine Partikel in den Bereichen bildende Kunst, Schauspiel, Tanz, Musik und Soziokultur aktiv sind. Doch scheint vieles oft für sich, autistisch tätig zu sein. Man kennt den anderen irgendwie, nimmt Veranstaltungen wahr und bewegt sich doch oft nur in seinem unmittelbaren sozialen Mikrokosmos. Hier möchte der Klub ansetzen. Er versteht sich als Netzwerk, Plattform des Austausches und Lobby. Er will die Kommunikation innerhalb und außerhalb der genannten Zirkel intensivieren und Projekte aus allen Bereichen der zeitgenössischen Kunst und Kultur entwickeln, unterstützen und durchführen. Dabei ist er kein Selbstzweck zur eigenen Zerstreuung.

Der KLUB 500 sieht in Erfurt eine mangelnde Unterstützung für aktuelle Tendenzen in Kunst und Kultur. Die Rolle der zeitgenössischen Kunst und ihre Bedeutung für die Gesellschaft wird zu wenig reflektiert. Stattdessen wird der Fokus fast ausschließlich auf historische Ereignisse gelenkt. Die Innenstadt entwickelt sich zu einer Super-Mall im mittelalterlichen Gewand. Tradition wird mit Stillstand verwechselt. Das rein Museale kann nichts Neues gebären. Dabei war das, was wir heute als Tradition verstehen, die Moderne des Gestern. Alles hatte einen Anfang und war neu. Wenn wir die Erneuerung vernachlässigen, verlieren wir auch die kommende Tradition.

Wo sind dann die Nischen für nonkonforme, freie und unabhängige Kulturprojekte? Und gerade diese sind ein Indikator für eine lebenswerte Stadt. Fast täglich ereilen uns Informationen zu Schrumpfung und Überalterung. Warum verlassen viele junge Menschen Erfurt? Neben Bildungs- und Jobgründen ist oft auch eine kulturelle Unterversorgung auszumachen. Potentielle Studenten wählen ihren zukünftigen Lebensmittelpunkt nicht ausschließlich nach Hochschul-Rankings in einschlägigen Zeitschriften und Internet-Portalen, sondern auch nach den Aussichten auf ein spannendes und vielfältiges kulturelles Leben. Wir sollten alles daran setzen, dieses kreative Potential in Erfurt zu halten. Es wird unsere Zukunft sein.

Andere Städte haben die Zeichen der Zeit erkannt, und erhöhen die Investition in die kulturelle Arbeit. So haben die Leipziger Stadträte beschlossen, jährlich 5% des Kulturhaushaltes in die freie Szene zu investieren. Dresden hat die zeitgenössische Ausrichtung der städtischen Kultur in einem neuen Leitziel verankert. In Großbritannien ist das Bruttosozialprodukt des kreativen Sektors höher als das der chemischen Industrie. Die Liste ließe sich beliebig erweitern. Kultur muß raus aus der emotionalen Schmutzdecke, raus aus dem Bild

des ewigen Bittstellers.

So geht es dem KLUB 500 in erster Linie nicht um eine dauerhafte Alimentierung des kulturellen Sektors. Es muß ein Nährboden geschaffen werden, auf dem sich die vorhanden zarten Pflänzchen entwickeln können. Es gibt beispielsweise die Option einer ideellen Förderung durch die Stadtverwaltung, wie das Wächterhaus-Projekt, oder einer Förderbürgschaft für junge Veranstalter und Künstler. Die genannten Wächterhäuser wurden in Leipzig entwickelt. Dabei geht es um das Bereitstellen von leer stehenden Immobilien zum Betriebskostenpreis. Die neuen Nutzer »wachen« dabei über das Haus, halten es instand, bekommen im Gegenzug bezahlbare Räume zur Entfaltung ihres kreativen Potentials und werten nebenbei sozial problematische Quartiere auf.

Nun sucht die Verwaltung der Stadt Erfurt, im wörtlichen Sinne, noch nach dem Kulturkonzept. Es sollte eigentlich im April letzten Jahres vom Stadtrat beschlossen werden, hatte sich aber zwischenzeitlich aus dem Staub gemacht. Der KLUB 500 wird sich aktiv in den Entstehungsprozeß einbringen. Er könnte der Katalysator sein, damit die in der Stadt vorhandene kulturelle Kompetenz gehört und inhaltlich aufgenommen wird. Es geht um nicht mehr und nicht weniger als die Neuausrichtung von Kunst und Kultur für die nächsten zehn Jahre.

Wie kann es aussehen, das Erfurt im Jahr 2018? Es ist Sommer. Die Stadt wimmelt von Besuchern. Moderne Architektur steht im spannenden Dialog mit der historischen Bausubstanz. Das umgebaute Heizwerk im Brühl entwickelt sich zu einem Experimentallabor in Sachen Kunst und Kultur. Es ist ein Ausstellungs- und Produktionshaus für zeitgenössische Kunst und begleitet die Umsetzung einer künstlerischen Arbeit von der Idee bis zu ihrer Ausstellung. Oper und Heizwerk verbinden Hoch- mit Experimentalkultur zu einem lebendigen Ort.

Die Magdeburger Allee ist eine feste Adresse im Nachtleben. In den Wächterhäusern am Ilversgehofener Platz entstanden Ateliers, Clubs und Bars. Die beiden Hallen des alten Straßenbahndepots haben sich als Spielstätte der freien, internationalen Off-Theaterszene etabliert.

Erfurt besitzt das notwendige Potential zur Umsetzung dieser Gedanken. Der KLUB 500 wird sich weiter einbringen. Frei nach Erich Kästner: Es gibt nichts Gutes, außer wir tun es.

Thomas Schmidt

**» Entwurf Erfurter Kulturkonzeption 2018 unter
www.klub-500.de**



die leiden der jungen bewerber.

Zum Verhältnis von Stadt, Uni und Kultur

.....



Vielleicht hätte man doch besser die deutsche Version gewählt: »Was nutzt es, daß Du Dein kurzes Leben dem Studium der Bücher gewidmet und Dich so sehr geschwächt hast, wenn Du nichts wagst?« – So lautet sinngemäß der lateinische Vers, der an den Glaswänden der Universitätsbibliothek Erfurt angebracht ist.

Hochschulstandort! – Die Landeshauptstadt und ihre beiden namenlosen staatlichen Hochschulen bilden seit geraumer Zeit eine wohlklingende Symbiose. Und wer würde es den Marketingstrategen aus Rathaus, Uni und FH schon verübeln wollen? Ganze 9.000 Studierende nennt die Stadt Erfurt ihr Eigen, immerhin. Letzter Coup des gemeinschaftlichen Sturms und Drangs: die Neueröffnung des am Hauptbahnhof gelegenen Hochschulinformationsladens. Ab sofort soll hier der direkte Kontakt zwischen interessierten Bürgern und ihren zwei Hochschulen ermöglicht werden. Doch muß man tatsächlich den vielgelobten Standortfaktor als Produkt in die Auslage legen, damit man ihn im Stadtalltag wahrnehmen kann? Jena oder Münster sind beides Beispiele für Städte, die ohne ihre Hochschulen

auch für ihre sonstigen Einwohner kaum denkbar wären. Dort, so die Vermutung, prägen Studierende das kulturelle Leben ihrer Stadt entscheidend mit. Und in Erfurt? Ketzerisch formuliert, verhält es sich ein wenig wie mit dem Flughafen: das eine (Kultur) könnte auch ohne das andere (Hochschulen).

Aber halt: In so manchen Bereichen ist die vielbeschworene Wechselwirkung zwischen Stadt und Hochschulen durchaus vorzeigbar: Die Uni lädt traditionell zur Herbstlese (dieses Jahr u. a. mit Uwe Tellkamp) und fliegt bekannte Polit-Prominenz in die Provinz ein (zuletzt: Außenminister Frank-Walter Steinmeier), während die FH beispielsweise das Stadtbild mit Blumenbeeten bereichert (Stadtwappen am Petersberg) oder sich an der Gestaltung von Zwischennutzungen

beteiligt (Hirschgarten). Bloß die Beispiele für selbstständiges kulturelles Engagement seitens der Studierenden bereiten Bauchschmerzen. »Ambivalent bis vereinzelt«, bekommt man diesbezüglich bisweilen zu Ohren. Unberechtigte Kritik? Nicht selten gilt der Einwand, man könne die Verhältnisse anderer, »echter« Studentenstädte nicht ohne weiteres auf Erfurt übertragen. Verglichen mit Jena, wo ca. 30 Prozent der Bevölkerung Studierende sind, erweist sich der Erfurter Studierendenanteil mit unter fünf Prozent in der Tat als – pardon! – mickrig. Dennoch mag das quantitative Totschlagargument allein die Frage nach dem kulturellen studentischen Engagement nicht befriedigend beantworten.

Insbesondere von den Studierenden der Universität Erfurt, die laut eigener Aussage ein »geistes- und kulturwissenschaftliches Profil« aufweist, darf zu Recht ein spürbarer Impuls für das Kulturleben der Stadt erwartet werden. Laut Prüfungsordnungen werden hier schließlich die meisten der zukünftigen Absolventen früher oder später in einem Job der Kulturwirtschaft landen. Die Universität beherbergt dementsprechend knapp 5.000 potentielle Bild-, Text- und Tonmacher – ein nicht unbedeutendes Potential für lebensnahe Bezugspunkte zwischen den Studierenden und dem Kulturleben Erfurts. Doch die Suche nach den kulturell aktiven Kommilitonen aus Medien- und Literaturwissenschaft, Philosophie und Germanistik gestaltet sich als schwieriges Unterfangen. Eine mögliche Ursache ist schnell gefunden: Die im Rahmen der Bologna-Reform eingeführten Abschlüsse Bachelor (B. A.) und Master (M. A.) brachten unter anderem die Komprimierung von Lehrinhalten, Anwesenheitspflicht, Notenfixierung, Stundenpläne und eine stärkere Normierung der Studiendauer mit sich. Das Zeitbudget vieler Studierenden schrumpfte somit merklich. Als Folge widmen sich nicht wenige desillusioniert der Systemkritik: Selbstverständlich würde man gerne, aber erstens fehle eben die Zeit und zweitens besitze Erfurt sowieso kaum et-

was, wo man sich engagieren könne. Dabei bietet sich, speziell für das Letztgenannte, Veränderungspotential: der in Erfurt vorherrschende Leerstand auf dem Immobilienmarkt könnte, wie in anderen Städten, als kostengünstiger Nährboden und Experimentierfeld für kulturelle Zwischennutzungen durch die Studierenden dienen. Doch bleibt auch hier die Frage, ob es einzig die fehlende Zeit oder Masse an Studierenden sind, weshalb solche Potentiale nicht genutzt werden.

Spricht man mit Uni-Dozenten, tut sich rasch eine weitere Dimension auf: Seit Bologna sei auch ein Mentalitätswandel seitens der Studierenden zu beobachten: Anstatt Interesse für ihr direktes Lebensumfeld zu zeigen, konzentriere sich so mancher eben eher auf das pragmatische Feilen des persönlichen Lebenslaufs. Dabei sind Individualismus und kulturelles Engagement eigentlich nicht zwangsläufig als Antagonisten bekannt. Doch dergestalt von Brüchen befreite Lebensentwürfe, so lautet eine denkbare Konsequenz, lassen wenig Spielraum für Experimente außerhalb der vorgezeichneten Wege. Dummerweise bleibt dann aber das kreative Potential aus Weber, Habermas, Musil und Consorten stadträumlich im Verborgenen. Zu wenige lockt die Versuchung, über theoretische Konstrukte wie *Grassroot-Aktivismus und Empowerment* nicht nur für die nächste Prüfung nachzudenken.

Natürlich gibt es sie, die Ausnahmen. In der lokalen Kultur-Initiative »Klub 500« soll der ein oder andere Student gesichtet worden sein, und auch bei Radio F.R.E.I. sind sie keine Unbekannten, die Kommilitonen. Gut so! Nur darf es davon gerne ein wenig mehr sein. Die Ausrede, man gehe nach drei Jahren sowieso nach Berlin, darf nicht länger gelten. Sichtbares studentisches Einmischen im kulturellen Leben Erfurts sollte nicht die Ausnahme bleiben, sondern zur Regel werden, und die Lernfabrik – entschuldigt den Pathos – sollte wieder stärker als Universität begriffen werden.

Jens Hartmann





Carla, greif ein! Carla del Ponte ist die ehemalige Chefanklägerin des Internationalen Strafgerichtshofs in Den Haag. Das hEft würdigt in dieser Kolumne das Lebenswerk der Mutter Courage des Großkapitals, indem es auf eklatante Menschenrechtsverletzungen in Erfurt, Thüringen und der Welt aufmerksam macht.

davon kann ich nur abraten!

Liebe Leserin, lieber Leser! Ich will an dieser Stelle nicht lange um den heißen Brei herum reden. Es gilt »Auf Wiedersehen« zu sagen, »Adieu«, »Servus«, »good bye« und »Lebewohl«. Nun ist es fast auf den Tag genau ein Jahr her, da nahm Carla del Ponte (die sympathische Tessinerin und Namenspatronin dieser Kolumne) ihren Hut, ihren Schal oder möglicherweise auch ihre Bauchbinde als Chefanklägerin am Internationalen Strafgerichtshof für das ehemalige Jugoslawien in Den Haag. Und seit nunmehr fast zwei Jahren befasse ich mich an dieser Stelle, ganz im Sinne des Wirkens dieser Grande Dame, mit eklatanten Menschenrechtsverletzungen in Erfurt, Thüringen und der Welt. Nun also das letzte Geleit. Und warum? Es ist ja nicht so, daß es keine Probleme mehr gäbe, nichts mehr, worüber es sich zu berichten oder aufzuregen lohnte. Nein, das nicht. Aber: jegliches hat seine Zeit und die Zeit dieser Kolumne ist abgelaufen.

In den christlichen Kulturen ist es ein guter Brauch dem zum Tode Verurteilten eine Henkersmahlzeit zu servieren. Sie ist ein letzter Wunsch, der das Opfer gnädig stimmen und mit seinem Henker versöhnen soll. Mein letzter Wunsch ist, mich mit einem Thema zu beschäftigen, das mir ganz persönlich sehr am Herzen liegt: Das Schreiben. Im speziellen das Schreiben von Gedichten. Ich schreibe sie, er schreibt sie, sie schreibt sie und Sie schreiben sie auch oder haben es vielleicht schon einmal probiert. Wir alle schreiben Gedichte. Warum auch nicht. Es macht Spaß und nichts ist einfacher als das. Ein paar Gedanken, ein paar Zeilen aufs Papier und fertig ist das Gedicht. Nur ist das dann meistens Dreck. Auch wenn es oftmals schwerfällt, sich das einzugestehen. Das ist nicht böse gemeint, es liegt in der Natur der Sache. Schreiben, also richtiges Schreiben (und nicht so eine auf die Schnelle hingerotzte Kolumne wie diese hier) ist kein therapeutischer Vorgang, zu dem ich in der richtigen Stimmung sein muß, sondern harte Arbeit. Tag für Tag. Auch mit genialen Geistesblitzen hat es in aller Regel recht wenig zu tun. Das Genie besteht aus einem Prozent Inspiration und 99 Prozent Transpiration. So brachte es Thomas Alva Edison vor mehr als hundert Jahren auf den Punkt. Und dieses eine Prozent findet sich vermutlich bei sehr viel mehr Menschen, als gemeinhin angenommen wird. Es sind

in der Regel Fleiß und Disziplin, die den Unterschied ausmachen. Das gilt auch und ganz besonders für das Schreiben von Gedichten. Gerade weil sie sich so einfach schreiben lassen. Scheinbar.

Woran erkennt man schlechte Gedichte? Daran, daß sie schlecht gemacht sind. Das fällt aber meistens nur den anderen auf, zumal denen, die etwas davon verstehen. Woran erkenne ich aber selbst, daß ich schlechte Gedichte schreibe? Auch wenn ich nichts davon verstehe? Dafür gibt es eine todsichere Methode. Dazu ein Beispiel: Erst kürzlich hörte ich das lokale Bürgerradio »Funkwerk«. Es ist 18 Uhr, ich stehe in meiner Küche und schmiere mir ein Leberwurstbrot. Im Radio läuft die Bücherkiste. Eine durchaus respektable Sendung, die ich hin und wieder gerne höre. Vorgestellt wird diesmal allerdings eine junge Erfurter Lyrikerin. Ihr Name ist in diesem Zusammenhang völlig unerheblich und über die Gedichte, die sie vorträgt, hülle ich den Mantel des Schweigens. Interessanter ist, was sie im Interview erzählt. Es kann als exemplarisch gelten und läßt sich folgendermaßen verallgemeinern: 1) Ich mußte mir das einfach mal von der Seele schreiben. 2) Ich schreibe nur mit Federkiel und Tinte, am liebsten bei einem Glas Rotwein am Kamin, weil ich sonst nicht richtig in Stimmung komme. 3) Ich habe es meiner Oma, meiner Mutter, meiner Tochter (oder meinem Cocker Spaniel) vorgelesen und sie finden es toll! 4) Meine Lebenspartner/in sagt, daß ich Talent habe.

Bitte verstehen Sie mich nicht falsch: Ich möchte Sie, liebe Leserin, lieber Leser, keinesfalls davon abhalten, Gedichte zu schreiben. Schreiben Sie, so viele Sie wollen: in Ihr Tagebuch! Doch für den Fall, daß Ihnen mehr als zwei der vier oben genannten Punkte bekannt vorkommen, muß ich Ihnen dringend davon abraten, mit Ihren Gedichten an die Öffentlichkeit zu gehen. Es ist zu Ihrem eigenen Schutz und zu unser aller Wohlergehen. Liebe Leserin, lieber Leser! Sie können und dürfen diesen Rat schlecht, unverschämt und dreist finden. Er ist es! Aber bedenken Sie, bevor Sie den Stab darüber brechen, es wird der letzte gewesen sein! In diesem Sinne: Carla, mach's gut!

Alexander Platz

Ja, ich möchte Mönch werden!



Sie sind derzeit arbeitslos und suchen trotzdem Stille? Sie suchen Spiritualität und Gemeinschaft? Sie wollen den Alltag einfach mal hinter sich lassen? Und trotzdem nette Leute kennenlernen?

Wir haben das richtige Angebot für Sie: Werden sie Mönch im zukünftigen "Kollegiatstift St. Peter und Paul" auf dem Erfurter Petersberg. Aufgrund der großzügig geplanten Räumlichkeiten werden in den nächsten Jahren voraussichtlich mehrere Hundert Mönche gebraucht.

Wir bieten in Kooperation mit der ARGE eine 3-jährige Umschulung zum Mönch bzw. zur Nonne an (keine 1-Euro-Jobs!). Sie lernen das klösterliche Leben von der Pike auf kennen und können erfahren, was es heißt, mit sehr wenig auszukommen. Sie dürfen arbeiten und beten. Nach der Grundausbildung warten interessante Arbeitsfelder auf Sie, z. B. Touristenbetreuung auf dem Petersberg, Pflege der Grünanlagen, Instandsetzung der Kellergewölbe, Ausbau der Peterskirche u.v.a.m.



**Bewerben Sie sich jetzt und wandeln
Sie auf Luthers Spuren in die Zukunft!**

Aussagekräftige Bewerbungen werden erbeten an:
Ventil e. V., Schlachthofstraße 33a, 990815 Erfurt

Ventil e.V.

gemeinnütziger Verein zum kontrollierten Aggressionsabbau

fisematenten unterm eiffelturm.

Was die Erfurter können, können die Pariser schon lange. Mit einem riesigen Volksfest auf dem Champs-Élysées bedankten sie sich bei Dieter Althaus und Andreas Bausewein für die Erfurter Gastfreundschaft im Jahre 1808.

PARIS. Kaum sind die Erfurter Feierlichkeiten zum Fürstenkongreßjubiläum vorbei, wurde in Paris gleich weiter gefeiert. Die ganze Stadt stand Kopf, als am 11. November Ministerpräsident Sarkozy und der Pariser Bürgermeister Bertrand Delanoë im Elyséepalast ihre Thüringer Gäste Ministerpräsident Dieter Althaus und Erfurts Oberbürgermeister Dr. Andreas Bausewein begrüßten. Bei einem offiziellen Mittagessen hatten Gäste und Gastgeber eine erste Gelegenheit sich auszutauschen – übers Kulinarische. Die Franzosen servierten Austern und Landwein, die Thüringer hatten Eichsfelder Stracke, eine Flasche Aromatique und ein Glas Bornsenf im Gepäck.

Während drinnen gegessen wurde, wurde draußen auf den Straßen ausgelassen gefeiert: Donnernde Schüsse aus Konfetti-Kanonen wurden zu Ehren der Erfurter in die tobenden Massen gefeuert. Rentner aßen grobe Bratwürste, die von einem Thüringer Fachfleischerbetrieb extra auf die Länge eines Baguettes umgenäht werden mußten. Düsenjets malten mit farbigen Dämpfen das Erfurter Rad in den Himmel über dem Eiffelturm. Wildfremde Menschen, als Puffbohnen verkleidet, fielen sich vor Freude weinend in die Arme, als Nicolas Sarkozy, Bertrand Delanoë, Dieter Althaus und Andreas Bausewein wenig später Hand in Hand die neue Thüringenhymne *Thüringen, das sind wir!* anstimmten. In seiner anschließenden Rede sprach Ministerpräsident Sarkozy von einem immerwährenden Band der Freundschaft, das die Franzosen mit den Deutschen verbinde. Deutschlands und insbesondere Erfurts Einfluß hätten die französische Kultur und Geschichte in entscheidender Weise mitgeprägt. Bertrand Delanoë erklärte, Napoleon habe sich in Erfurt so wohl gefühlt, daß er nach seiner Rückkehr nach Paris die Stadt nach dem Erfurter Vorbild völlig umstrukturiert habe, ein Umstand, der den meisten Parisern heute selbstverständlich erscheine. Auch Ministerpräsident Althaus betonte die Gemeinsamkeiten beider Völker, die allein schon auf einer gemeinsamen Sprache beruhten, Wörter wie »Fisematenten«, »Krach« oder »Bosch« seien in beiden Ländern schließ-

lich jedem Kind bekannt. Erfurts Oberbürgermeister Andreas Bausewein sagte nichts.

In einem außerordentlichen präsidentiellen Begnadigungsakt, den der französische Staatspräsident normalerweise nur am französischen Nationalfeiertag ausübt, ordnete Sarkozy anschließend die sofortige Freilassung zweier französischer Studenten an, die wegen Verleumdung zu lebenslangen Freiheitsstrafen verurteilt worden waren, nachdem sie öffentlich behauptet hatten, Bauseweins Amtsvorgänger Manfred Ruge sei mit dem Teufel im Bunde. Beim abendlichen Privatempfang gratulierten Sarkozy und Delanoë bei einem Glas Champagner und mitgebrachtem Rotkäppchensekt den Erfurter Gästen noch einmal nachdrücklich zum Gewinn der diesjährigen Entente Florale. Unbestätigten Berichten zufolge sollen sich unter den Gästen auch die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel sowie der Schauspieler Bruno Ganz befunden haben. Unbestrittener Höhepunkt des Tages war schließlich der umjubelte Auftritt der Erfurter Blueslegende Jürgen Kerth, der unter tausendfachem Beifall gemeinsam mit Präsidentengattin Carla Bruni ein Unplugged-Konzert vor dem Eiffelturm gab. Die ursprünglich für ein Duett mit Bruni vorgesehene Erfurter Popsängerin Christina Rommel hatte die Teilnahme an der Veranstaltung wegen Unpäßlichkeiten leider kurzfristig absagen müssen.

Doch die Feierlichkeiten hatten auch ihre Schattenseiten. Um den Energiebedarf des Spektakels, insbesondere den der finalen Lasershow, abdecken zu können, mußte andernorts gespart werden. Die Stadt Paris sah sich deshalb gezwungen, die Stromversorgung der städtischen Krankenhäuser, Altersheime und Kindergärten vorübergehend einzustellen. Kulturpolitiker und Organisator der Veranstaltung Charles Peredenfants reagierte auf diesbezügliche Vorwürfe wie gewohnt gelassen und wiegelte ab: Bei ihm zu Hause sei von den Energieengpässen nichts zu spüren gewesen. Die nächsten Feierlichkeiten zu Ehren Erfurts sind für das Jahr 2018 geplant.

Andreas Kubitzka



RICHTUNGSWEISEND:

Erfurts Einfluß auf die Metropole an der Seine ist unübersehbar

energievampire unterwegs.

»Engel, Geister und Spiritualismus« hieß eine Veranstaltungsreihe des Bildungskollektivs Biko im Herbst 2008. Es ging um Energieheilverfahren, pseudowissenschaftliche Welterklärungen und den Dalai Lama.

Als am 9. Oktober 2008 eine kritische Veranstaltung über Energieheilverfahren in der Offenen Arbeit Erfurt stattfand, war das nur gegen Widerstände möglich. Das Erfurter Netzwerk ganzheitliche Lebensweise hatte im Vorfeld dem Mitveranstalter Offene Arbeit Erfurt in einem Schreiben nahegelegt, die Veranstaltung zu unterbinden. Es hieß, das Biko sei eine »radikale Strömung«, die in der Offenen Arbeit »unterkrieche«, um pauschal und schlecht recherchiert harmlose Vereine zu diffamieren.

Was wir recherchiert hatten, war zu dieser Zeit freilich noch gar nicht öffentlich. Lediglich die Veranstaltungsankündigung war dem Netzwerk aufgestoßen, unter anderem, weil man nicht als »esoterisch« bezeichnet werden will. In der Veranstaltungsankündigung hieß es, der »Engl« sei Teil einer »vergleichsweise harmlosen Spielart der Esoterik, die außer am Geldbeutel wenig Schaden anrichtet«, es wurde aber auch benannt, daß es dort »sehr umstrittene Angebote wie Familienaufstellung nach B. Hellinger oder obskure Heilverfahren, die versprechen, gegen alles zu helfen« gebe. Auf das Angebot einer inhaltlichen Auseinandersetzung sind die EsoterikerInnen nicht eingegangen.

Dafür klingelte am 22.10. das Biko-Telefon und eine Mitarbeiterin des »Instituts für Raum-Energie-Forschung« verlangte empört zu erfahren, ob denn die Referentin der geplanten Veranstaltung über Global Scaling® auch zertifizierte Absolventin des Instituts sei. Das von Hartmut Müller entwickelte Verfahren wird am besagten Institut gelehrt und ist ebenso wie Tempo® und McDonalds® als Wortmarke eingetragen. An einem offenen wissenschaftlichen Diskurs ist man demzufolge bei Müllers nicht interessiert und versucht folgerich-

tig, kritische Veranstaltungen gleich im vornherein zu verhindern. Weder das Biko noch der lokale Kooperationspartner Offene Arbeit hat sich durch diese Versuche einschüchtern lassen. Die Veranstaltungen haben mit vielen TeilnehmerInnen stattgefunden.

Wieso fürchten sich die AnbieterInnen obskurer Heilmethoden und esoterischer Theorien so sehr vor kritischer Öffentlichkeit? Die erste und einfachste Antwort ist sicher, daß Esoterik ein lohnenswertes Geschäft ist. Die evangelische Stelle für Weltanschauungsfragen schätzt, daß allein der esoterische Sender »Astro TV« jährlich einen Umsatz von 70-80 Millionen Euro erwirtschaftet. Wie groß das Gesamtvolumen dieses Bereichs ist, läßt sich nur sehr schwer schätzen. Anders als bei den sogenannten Jugendreligionen der 70er und 80er Jahre kommen die Angebote heute vor allem von unzähligen KleinunternehmerInnen, die AnhängerInnen bedienen sich aus völlig unterschiedlichen Praktiken, die oft einen ganz konkreten kurzfristigen Gebrauchswert versprechen. Guru sein bedeutet heute nicht mehr, in wallenden Gewändern tausende von AnhängerInnen um sich zu scharen. Der Heilsbringer von heute trägt Sakko und verdient sein Geld mit Seminaren zur erfolgreichen Lebensführung.

So macht es beispielsweise Viktor Philippi. In seinem Gesundheits- und Schönheits-Zentrum in der Nähe von Dresden kann man sich für runde 2000 Euro zum »Bioenergetiker Extrasens« ausbilden lassen. Nach einem kurzen Kurs darf man dann selbst Bioenergetische Meditation anbieten. Das Qualifizierungsmodell funktioniert ähnlich wie ein Kettenbrief: Die angehenden BioenergetikerInnen investieren Geld in der Hoffnung, ihr Wissen mit Gewinn weiter an EndkundInnen zu ver-

Was ist der Engl e.V.?

Engl ist die Abkürzung für Erfurter Netzwerk ganzheitliche Lebensweise. Der Engl ist eine Vernetzung von UnternehmerInnen aus der esoterischen Szene. Im Angebot sind patentierte Heilverfahren, die nach einem Pyramidensystem funktionieren, bei dem die oft »Erleuchteten« oder »mit einer Gabe Gottes« gesegneten ErfinderInnen der Methoden Initiierte um sich scharen, die dann wiederum für viel Geld Schulungen anbieten. Danach ist man berechtigt, die entsprechende Therapie® durchzuführen. Weiter finden wir viele UnternehmerInnen, die gewissermaßen den modernen Gemischtwarenläden der Esoterik im Angebot haben: Geomantie (Erdmagie), Reinkarnation, Handauflegen (auch mit Fernbehandlung), Wahrsagerei, Manipulation der feinstofflichen Kräfte, Yoga, Astrologie, etc. Dazu kommen mehrere therapeutische Angebote, u. a. die sehr umstrittene Familienaufstellung nach Bert Hellinger und der Esoterik auf den ersten Blick unverdächtige Angebote, wie eine Hebamme oder ein Lebensmittelladen. Im Herbst 2008 hat der Engl im evangelischen Ratsgymnasium einen Esoterik-Kongreß veranstaltet, auf dem weltweit bekannte RednerInnen aufgetreten sind.

kaufen. Solange es gelingt, immer wieder neue Leute für das Verfahren zu begeistern, klappt das Geschäftsmodell, wobei das meiste Geld nicht bei den KleinunternehmerInnen hängen bleibt, sondern da, wo die Ausbildung stattfindet. Ist der Markt gesättigt oder gerät die Technik aus der Mode, bricht das System zusammen und die zuletzt Ausgebildeten tragen die Kosten.

Auf den ersten Blick gehört die Bioenergetische Meditation zu den eher harmlosen Spielarten der Esoterik. Umwoben von einer Theorie, in der es einen »energetischen Stoffwechsel« gibt, verspricht das Verfahren Entspannung, Ausgleich und die Aktivierung von Selbstheilungskräften. Die »Energie«, von der hier die Rede ist, hat nicht viel mit dem gleichnamigen Phänomen aus der Physik zu tun. Während dort Energie zur wertneutralen Zustandsbeschreibung dient, unterscheidet die Esoterik gute und schlechte Energie. Wasseradern oder Mobiltelefone können z.B. »schlechte Energie« aussenden, die den Schlaf behindern, es gibt auch die Idee, daß allzu kritische KritikerInnen als »Energievampire« die Lebensenergie aus anderen Menschen herausziehen. Gegen die »schlechte Energie« bietet Viktor Philippi bunte Papieraufkleber mit Spiralen an. Auf einem Handy angebracht, sollen sie die schlechte Energie abschirmen.

Auf das große Ganze bezogen, kommuniziert der Mensch durch Energieflüsse mit dem Universum, denn esoterische Energie ist Träger von Informationen. Satt werden ist in diesem Sinne nur die Auswertung der Information, die in der Nahrung steckt – so funktioniert auch Lichtnahrung: Wer erleuchtet ist, kann die Energie direkt aus dem Sonnenlicht extrahieren, statt den Umweg über Pflanzen zu nehmen. Ist der energetische Stoffwechsel durch eine Energieblockade gestört, staut

sich negative Energie im Körper an und führt zu Krankheiten. BioenergetikerInnen lernen von Viktor Philippi, diese Energieblockaden zu beseitigen – was dann folgerichtig helfen kann, jede Krankheit zu heilen und ein geradezu biblisches Alter zu erreichen.

Erreicht wird das mit einstündigen Sitzungen, bei denen der Biosens seine Hände auf die »Chakren« der KundInnen legt. Das Wissen dafür hat Viktor Philippi aus kosmischen Visionen erhalten, die ihm bis 1995 sogar einen Röntgenblick erlaubt haben: »Ich war dort und befreite und reinigte die Blutgefäße aus dem Inneren heraus. Dann sah ich den Herzmuskel. Und dort, wo ein Loch war, schweißte ich das Loch wie mit einem Laserstrahl wieder zu«.

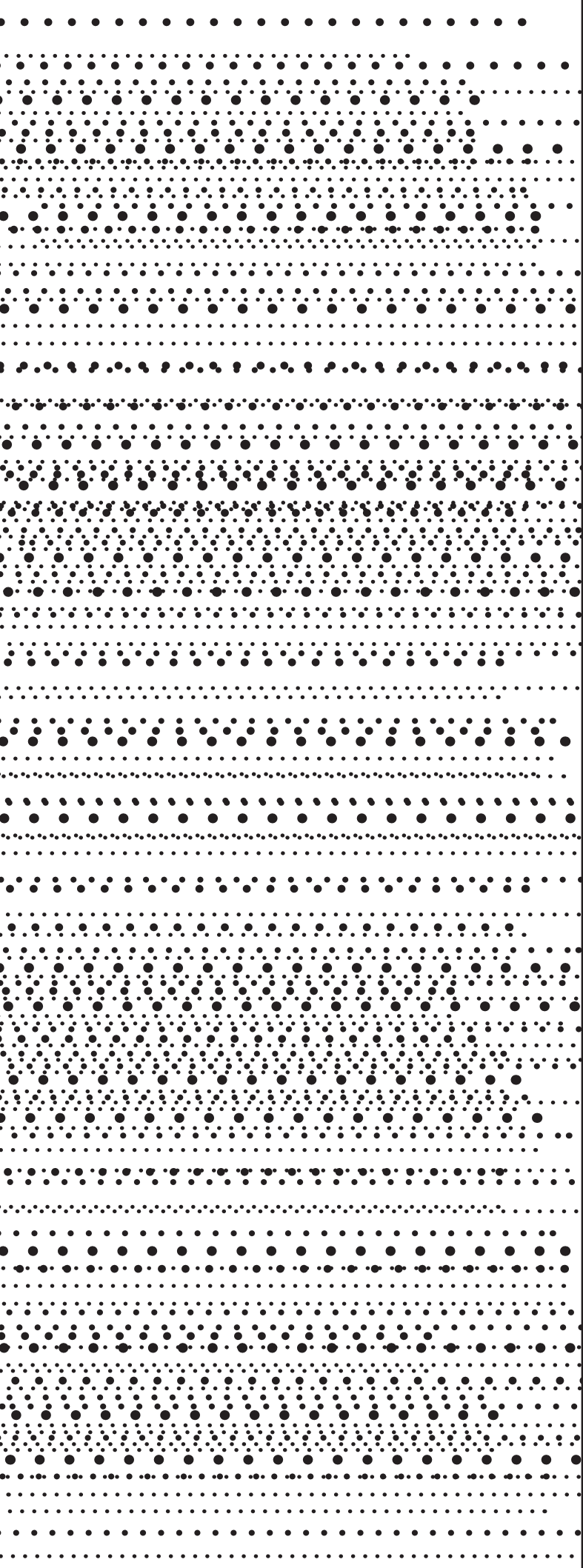
Der Blogger Esowatch (<http://esowatch.blogspot.de>) meinte dazu in einem satirischen Beitrag: »Wenn SUPERPHILIPPI andere Menschen ganz intensiv anguckt [...], kann er die Leute gesund, glücklich und froh machen, und sie werden sogar 120 Jahre alt«. Viktor Philippos Biosens e.V. hat durch Drohungen mit Rechtsmitteln erreicht, daß der Beitrag vom Blog genommen wurde.

Michael Raab

Autoren-Info: Der Autor ist ehrenamtlicher Energievampir und hat sich in einer Arbeitsgruppe beim Bildungskollektiv (Biko) mit Esoterik in Erfurt auseinandergesetzt. Anfang 2009 erscheint eine Broschüre zum Thema beim Biko. Mehr: <http://biko.arranca.de>







2400 E 060





am planetaren krisenherd.

Von Tobias Prüwer

Der »Credit Crunch« ist in aller Munde – neues Frühstücks-Getreide? Die Konjunktur flockt. Die Barschaft in olympischer Krise – fabelhaft.

Aufschwung, Jobs und nun: Flaute? Das ist der Fortschritt! Mir doch Brust.

Kein Manna mehr, Himmelsbrot. Kein Wunder gibt es immer wieder. »Manamana, badibidippi ...«

Muppet Show allerorten. Es schillern die Lockungen des Warenmarkts. Preiselbeeren sich die Loren, die täglich zur Maloche karren. Den, der noch schuftet darf. Doch wollen alle mehr Netto vom Brot.

Den Speckgürtel enger schnallen und trotzdem: Kaufen. Nur im Konsum wächst das Rettende auch. Dort steht Regal wie Lager ramschvoll.

Komm! Ins Hoffende, Freund. In glitzernde Tempel, denn auf Dich kommt es an: Du deutscher Konsument. Nicht nur: »Jedem Franzosen am Sonntag sein Huhn«!

Kaiserschmarrn.

Im Tele-V: Feiste Gestalten lassen Raffinesse walten. Kulinarische Kreationen beschwören Unheimliches. Kulturelles Un-Zuhause.

Das Biedermeier rollt sich wieder ein, ins Schneckenhaus der Bürgerlichkeit. Furcht vor dem Draußen, lieber Zündeln am heimischen Herd. Bei Muttern schlemmen. Verfresse sich, wer kann. Wer jetzt noch schmatzt, der hat Reserven.

Den Überflüssigen bleibt: kollektiver Mundraub. Die Sanktionen sind gepfeffert.

Wie Odin sich nur vom Met ernährend, die Gierigen und Gefräßigen um sich herum dulden. »Homo hominem lupus est«. [»Der Mensch ist dem Menschen ein Wolf«]

In der »sozialen Hängematte« werden keine Cocktails gereicht.

Ambrosia? – Götterspeise. Wackelpudding.

Tantalosqualen, das Wasser steht uns bis zum Hals.

Eris' Fallobst, der Zankapfel plumpst nicht weit vom Stamm. Wer ist die Schönste im ganzen Volk: Aphrodite, Athene – Helena. Golden Delicious.

Die Insel der Äpfel ist verschwunden. Inys Affalach – das paradiesische Jenseitsland perdu. Mimirs Brunnen dürr, der Weisheitsquell schlucklos leer.

Ganymed – Mund, schenk nach! Trink, Becher!

Wohlan Dionysos: Das Sartyrspiel wird neu gemischt. Mit Mänaden mäandern. Auf der Krisenwelle reiten.

»Brust oder Keule?« – Luxusprobleme. Welchen Film schieben wir als nächsten?

Probier's mal mit Gelassenheit, mit Ruhe und ... – Umdenken: schon Apicius empfahl Schweineeuter und gefüllte Haselmäuse – ... Revolutionsgepolter am Treisen. Aus, Schank?

Der Neujahrskarpfen orakelt nichts Gutes. Kasandra im Würze-Sud.

Bartender! – Pour me a glass.

Entenbraten mit Thüringer Klößen und Rotkraut.

Zutaten: 1 Haus- oder Flugente (etwa 2 kg), etwas Salz, etwas Pfeffer, 2 mittlere Zwiebeln, 1 Rotkohl, 2 Äpfel, 1 mittlere Zwiebel, 1 EL Essig, 2 TL Zucker, etwas Salz, etwas Pfeffer, einige Gewürznelken, 2 kg mehlig-kochende Kartoffel.

dezembernachmittag.

Von Andreas Gelbhaar

Ich stehe vor deinem Haus. Deine Fenster liegen im ersten Stock – schwarze Rechtecke, all meine Begierde verschlingend. Es fängt zu schneien an. Einen kurzen Moment bleiben die Flocken auf der Frontscheibe meines Autos liegen, dann tauen sie weg. Werden zu kleinen Rinnsalen – tränengleich. Einzeln erst fließen sie die Schräge hinab. Auf halbem Weg vereinen sie sich, fließen ein Stück gemeinsam, um sich weiter unten wieder zu trennen, Mäander zu bilden und irgendwo unter der Motorhaube zu verschwinden. Sie ziehen ihre Spur so endgültig, denke ich, als wüßten sie um ihre Hoffnungslosigkeit, nicht noch einmal von vorn beginnen zu können. Ich stelle Motor und Gebläse aus. Der Wetterbericht kommt mir in den Sinn. Die Meteorologen sprechen von einem Jahrhundertwinter, der uns bevorstehen soll. Wenn es so weiter schneien würde, denke ich, Tag um Tag, Nacht um Nacht, wie lange würde es dauern, bis ich völlig eingeschneit wäre? Zwei Tage, drei Tage ...? Erst im nächsten Frühjahr würden sie mich finden. Irgendein Frühaufsteher – wahrscheinlich der Zeitungsausträger – würde an das Auto herantreten, den restlichen Schnee beiseite kratzen und mit der Taschenlampe in mein steif gefrorenes Gesicht leuchten. Mein Blick wäre noch auf deine Fenster gerichtet. Der Gedanke gefällt mir, berauscht mich sogar. Die Polizei würde gerufen, die Anwohner befragt ... Auch bei dir würden sie klingeln. Kennen Sie diesen Mann, würden sie fragen. Dann würden sie dir ein Bild von mir zeigen. Du nimmst das Bild in die Hand – wortlos. Doch dein Zittern verrät dich. Vielleicht würdest du auch in Ohnmacht fallen? Nein, das nicht ... So theatralisch warst du nie. Haben Sie denn nie etwas bemerkt, würde der Polizist fragen. All die Monate nicht ...? Direkt vor Ihrem Fenster ... Du müßtest mit aufs Revier. Der Vorwurf würde lauten: unterlassene Hilfeleistung in Tateinheit mit fortwährendem Liebesentzug. Tja, liebe Frau Hochstetter, darauf steht lebenslänglich! Selbst schuld ...!

Ich krame Papier und Tabak aus meiner Tasche,

drehe mir eine Zigarette. Unbedacht und fahrlässig wieder einmal diese Handlung. Ich sollte mit dem Rauchen aufhören, denke ich. Oder wenigstens mit dem Drehen – denn nichts ist geeigneter, als die Erinnerung an unser letztes Gespräch wach zu halten. Wieder sitzt du vor mir auf dem Boden, die Beine verschränkt. Behutsam bettest du den Tabak in das Blättchen – drückst sachte nach, drehst, bringst in Form. Mit hohler Hand schiebst du zu Boden gefallene Krümel zusammen und gibst sie in das Päckchen zurück. Stille. Du brachtest immer das Kunststück fertig, mit nur einer Hand ein Streichholz der Schachtel zu entnehmen, die Schachtel zwischen kleinem Finger und Handballen einzuklemmen und dann das Hölzchen zu entzünden. So machst du es auch jetzt. Wie ein Bauarbeiter, sage ich auch diesmal. Doch du lachst nicht, wie sonst immer. Durch den Rauch deiner Zigarette schaust du mich an. Ich weiche dir aus, als könnte mein unsteter Blick noch verhindern, was ich zu ahnen beginne. Wir müßten reden, hattest du gesagt. Mit gespielter Belanglosigkeit gehe ich im Zimmer auf und ab. Dein Blick verfolgt mich, läßt mich nicht zur Ruhe kommen. Ich nehme ein gerahmtes Bild von der Kommode, schaue es an. Darauf wir zwei, im Sommer, Open Air am See. Du trägst ein geblümtes Kleid, lachst in die Kamera. Ich stehe neben dir und halte deine Hand. Ich glaube, das frische Gras zu riechen.

Du klingst sanft, fast flüsterst du. Trotzdem zucke ich zusammen, als du zu reden beginnst. Von Entscheidungen im Leben sprichst du, die getroffen werden müssen – immer mal und immer wieder. Deine Worte liegen eine Weile im Raum herum, bevor sie in mich kriechen. Geflüsterte Geständnisse, denke ich, sind schwerer zu ertragen als hinaus geschrieene. Schrei ...! Warum schreist du denn nicht!?

Ich stelle das Bild zurück auf die Kommode, es fällt um.

Entscheidungen, wiederhole ich. Dabei versuche ich meiner Stimme Festigkeit zu geben, doch es gelingt

.....
feln, etwas Salz, 2 altbackene Brötchen, etwas Butter » Zubereitung: Den Ofen auf 220°C (Umluft 210°C) vorheizen. Die Ente innen und außen sorgfältig waschen, trocken tupfen und entlang des Brustbeins und des Rückgrats in zwei Hälften teilen. Von beiden Seiten mit Salz und Pfeffer einreiben. In einen Bräter, der beide Hälften nebeneinander

mir nur ansatzweise. Ich schaue durch dich hindurch und wiederhole noch einmal: Entscheidungen? Doch noch immer entzieht sich mir der Sinn, bleibt eine leere Worthülse zurück. Meinst du so was wie Brust oder Keule, oder wie?

Du inhalierst tief. Dann mußt du grinsen. Ja, vielleicht, vielleicht so ähnlich.

Ich spüre dich nicht mehr, sagst du zwischen zwei Zügen. Du bist mir verloren gegangen, irgendwo. Schon seit geraumer Zeit wäre da nichts mehr, und ob ich denn nichts bemerkt hätte?

Nein, sage ich, nein. In mir aufkeimende Wut bricht schnell wieder in sich zusammen, macht einer Leere platz, die mich vollends ausfüllt.

Und daß du es nicht ändern kannst, sagst du noch. Auch, daß es dir leid tut ... Doch das höre ich schon nicht mehr richtig. Tiefe Erinnerungen verlangen danach, bruchstückhaft gedacht zu werden, blenden das Gesagte aus, machen stumm und taub.

Kastanien in der Hand, geklauter Wein aus dem Supermarkt, dein Lachen im Schlaf, immer wieder *3 Doors Down*.

Ich gehe und ziehe die Tür hart ins Schloß.

Es hat aufgehört zu schneien. Kinder laufen größtenteils vorbei und schieben das dünne Weiß zu kleinen Hügelchen zusammen, um sie dann zu zertreten. Mich friert. Deine Fenster sind immer noch nicht erleuchtet, obwohl es bereits dunkel geworden ist. Du scheinst nicht zu Hause zu sein. Ich überlege, ob du Mittwoch immer ins Sportstudio gegangen bist. Doch ich bin mir nicht mehr sicher. Diese Dinge vergißt man zuerst, denke ich. Ich starte den Motor, stelle den Scheibenwischer an. Mit einem leisen Summen schiebt er die restliche Feuchte von der Scheibe. Die Meteorologen werden sich wie immer täuschen, denke ich. Es wird ein durchschnittlicher Winter werden – schmutzig und grau. Dann fahre ich los. Im Rückspiegel sehe ich noch die trockene Fläche auf dem Asphalt – dort wo mein Auto gestanden hat.

fassen kann, etwas Wasser geben. Der Boden sollte 0,5-1 cm hoch bedeckt sein. Die Teile mit der Hautseite nach oben hineinlegen und unter gelegentlichen Begießen mit dem Wasser 30 Minuten braten. » Die Entenhälften wenden und weitere 30 Minuten braten. Nochmals wenden und die abgezogenen, in Scheiben geschnittenen Zwiebeln darauf ver-

hartwig 3.

Von Till Bender

Zum Meister kam im Morgengrauen der General um Rat:
»Der Angriff eines übermächtigen Feindes steht bevor.
Was, Meister, kann ich tun, um nicht vernichtet zu werden?«
»Bitte ihn, nicht anzugreifen. Vielleicht läßt er mit sich reden.«
»Was aber, wenn das nicht gelingt?«
»Dann provoziere ihn zu einem übereilten Angriff,
bevor er seine ganze Schlagkraft gegen dich einsetzen kann.
So wirst du unterliegen, aber vielleicht nicht vernichtet werden.«
»Was aber, wenn auch das nicht gelingt?«
»Dann flieh. Vielleicht bist du schneller.«

(aus Japan)

08:27 Uhr: Als Mark Resny sich im Frühstückszimmer seines Hotels eben das zweite Brötchen aufschneidet, betritt ein junger Mann den Raum – unverschämt laut telefonierend. Resny nimmt erst Notiz von ihm, als er anderthalb Meter von seinem Tisch stehenbleibt.

»Nein, Schatz, ich weiß! Nein. Ich weiß auch nicht. Ja, ich versuch's. Gut. Bis nachher.« Der junge Mann steckt sein Handy weg und seufzt laut. Sein Blick wandert ratlos und unsicher herum und bleibt schließlich an Resny hängen.

»Entschuldigen Sie, darf ich mich kurz setzen?« Ohne eine Antwort abzuwarten, nimmt er Resny gegenüber Platz.

»Sie sehen mir aus wie ein Mann von Welt. Was sagen Sie dazu: Meine Freundin Herta hat einen schrecklich eifersüchtigen Ex-Freund. Der will unbedingt, daß sie zu ihm zurückkommt. Das wird sie aber unter keinen Umständen machen, verstehen Sie? – unter keinen Umständen. Dieser Mann ist mir, wie's aussieht, in so gut wie allem weit überlegen – super intelligent, bretharter Typ, Scharfschütze –, bei einem direkten Vergleich könnte ich niemals mit ihm mithalten, aber es geht hier nicht um einen Vergleich, verstehen Sie? Ob das mit uns was Längeres wird, weiß keiner. Aber den anderen liebt sie einfach nicht mehr. Wir würden ihm

das gerne so sagen, und ihn bitten, Herta gehen zu lassen. Meinen Sie, er würde das machen?«

Ungerührt legt Resny sein Besteck zur Seite. Falls er überrascht ist, läßt er es sich nicht anmerken.

»An Ihrer Stelle würde ich keine Spielchen versuchen. Gehen Sie davon aus, daß alles, was der Mann gesagt hat, genau so gemeint war. Jede Silbe. Richten Sie ihr das aus.«

Der junge Mann blickt traurig aus dem Fenster. »Hat sie sich schon gedacht. Trotzdem vielen Dank.« Er steht auf und geht auf die Tür zu, die den Frühstückszimmer mit der Eingangshalle verbindet. Nach ein paar Schritten bleibt er stehen und kommt noch einmal zurück.

»Eins muß ich Ihnen doch noch erzählen: Dieser Mr. Superscharfschütze hat bei seinen Soldaten-Kollegen so einen kindischen Kriegsnamen – »One Shot« oder so was Albernese. Und letzte Nacht sagt doch Herta zu mir, »One Shot« würde es genau auf den Punkt bringen. Wenn er mit ihr zugange war, hatte er auch immer nur einen Schuß, und dann war die Flinte für ein paar Tage leer. Witzig, was? Na ja, egal. Ich verschwinde jetzt erst mal mit ihr aus der Stadt. Wir werden uns wohl nicht wiedersehen.«

Damit wendet sich der junge Mann um und durch-

teilen. 15 Minuten braten. Herausheben, in Portionsstücke zerteilen. Den Bratensaft mit dem Entenfett bis auf geringe Reste abgießen. Bratensaft beiseite stellen. » Die Zwiebeln im Bräter belassen. Die Ententeile wieder hineingeben, etwas heißes Wasser zugeben und im geschlossenen Topf auf mittlerer Hitze fertig schmoren. Dies dauert, je nach

quert langsam, fast lässig Frühstücksraum und Halle. Würde ihn jemand von der Hotel-Tür aus beobachten, würde der sehen, daß Hartwigs Gesicht dabei wie das eines Mannes aussieht, der bei jedem Schritt darauf gefaßt ist, von hinten mit einer Keule niedergeschlagen zu werden. Doch Resny bleibt ganz ruhig sitzen, und sein Gesicht sieht aus wie das eines Mannes, der sich durch nichts und niemanden jemals aus der Reserve locken läßt.

08:37 Uhr: Hartwig steigt in seinen 30 Meter vom Eingang entfernt geparkten Wagen und fährt los. Resny beobachtet ihn unbemerkt vom Hotel-Eingang aus. Er zieht sein Handy aus der Tasche, wählt eine Nummer und gibt einem nützlichen Freund ein Autokennzeichen durch.

08:42 Uhr: Als er eben seine Hotelzimmertür hinter sich geschlossen hat, klingelt sein Telefon: Die Nummer existiere nicht. Resny bittet seinen Freund, kurz dranzubleiben. Auf einem Blatt seines Notizblocks probiert er ein paar Varianten der Nummer aus, die entstehen könnten, wenn jemand einige Ziffern oder Buchstaben mit schwarzem und weißem Klebeband verändern würde. Er kommt auf elf naheliegende Möglichkeiten. Drei davon existieren tatsächlich. Einer der Fahrzeughalter ist eine Rentnerin, ein anderer wohnt im Villenviertel der Stadt, der dritte könnte passen.

09:25 Uhr: Resny steht vor dem Haus, in dem der dritte Fahrzeughalter wohnt. Hartwigs Wagen ist nirgends zu sehen. Resny würde das Haus gerne eine Weile beobachten, hat aber keine Zeit zu verlieren. Er klingelt. Nichts. Von drinnen kommt jemand auf die Tür zu. Eine Frau mit Kinderwagen öffnet, Resny hält ihr die Tür auf und gleitet hinter ihr ins Treppenhaus.

09:27 Uhr: Resny steht vor Hartwigs Wohnung. Er klopft. Horcht. Kein Laut. Er zieht ein kleines schwarzes Etui

hervor, mit dessen Inhalt er jedes gängige Wohnungstürschloß binnen Sekunden öffnen kann, als sich hinter ihm eine Tür öffnet.

»Da werden Sie kein Glück haben, junger Mann. Der Hartwig ist gestern ausgezogen.«

In der Tür steht eine alte Frau in Morgenmantel und Pantoffeln mit einem Glas Wein und einer brennenden Zigarette in der Hand.

Resny macht ein bestürztes Gesicht.

»Du liebe Zeit, haben Sie vielleicht eine Telefonnummer, unter der ich ihn ganz schnell erreichen könnte?«

»Nee. Worum geht's denn?«

»Ich bin von seiner Autowerkstatt. Ein Kollege hat durch ein Versehen seinen Wagen verfrüht freigegeben, und jetzt fährt der Mann mit einer halb montierten Bremse durch die Gegend. Das ist lebensgefährlich, und wir versuchen schon den ganzen Morgen, ihn irgendwie zu kontaktieren.«

»Warten sie mal.«

Die alte Frau verschwindet für einen Augenblick in der Dunkelheit ihres Wohnungsflurs und kommt mit einem Zettel zurück.

»Was bis Ende der Woche an Post kommt, soll ich ihm hierher nachschicken. Ist das Wochenendhaus seiner Eltern.« Resny nimmt den Zettel, merkt sich die Adresse und gibt ihn der Frau zurück.

»Das ist ja wunderbar. Vielen, vielen Dank! Entschuldigen Sie, wenn ich mich sofort auf den Weg mache.«

»Schon gut. Hoffentlich ist noch nichts passiert.«

Resny springt die Stufen hinunter: »Ja, hoffentlich!«

Und Hartwigs Nachbarin fühlt sich ein kleines bißchen heldenhaft.

21:55 Uhr: Resny hockt in der Deckung und wartet auf die Dunkelheit. Vor zehn Stunden hat er das Haus gefunden, seinen Wagen zwei Kilometer entfernt auf einem Parkplatz für Wanderer abgestellt und dann in aller Ruhe und sehr diskret zu Fuß das Gelände erkundet. Das Haus, das Wohngebäude eines alten Resthofs, liegt

Größe, zwischen 30 und 60 Minuten. Die Ente ist fast gar, wenn man mit einer Nadel in einen Schenkel sticht und der heraustretende Fleischsaft nur noch geringe Spuren von Blut aufweist. Die Haut mit etwas Salzwasser bestreichen und für 10 Minuten in den auf 220° C (Umluft 210°C) vorgeheizten Ofen schieben. So wird die Haut richtig groß. »

vollkommen abgelegen zwischen Feldern und Wäldern. Nachbarn gibt es keine. Mancher würde in einem solchen Ort ein perfektes Versteck sehen. Resny sieht eine perfekte Zielscheibe. Von seinem Versteck in einem Gebüsch zwischen dem Gartenzaun und einem dahinter verlaufenden Graben hat er im allmählich schwindenden Tageslicht alles im Blick: direkt vor sich am Zaun einen fensterlosen schmalen Geräteschuppen mit flachem Dach, den Garten, das Haus, Hartwigs Auto in der Einfahrt. In einem Zimmer im Erdgeschoß brennt Licht. Durchs geöffnete Fenster und einen zarten Gardinenschleier sieht er Hartwig und Herta dort hin und her gehen und einen Abendbrottisch decken. Resny genießt das idyllische Bild.

22:05 Uhr: Resny verläßt sein Versteck, um die Angelegenheit zu Ende zu bringen. Er braucht fünfundzwanzig Minuten bis zum Parkplatz und kaum fünf für die Fahrt zurück zum Haus. Auf den letzten fünfhundert Metern schaltet er die Scheinwerfer aus, geht auf Schrittgeschwindigkeit und hält knapp außerhalb der Hörweite des Hauses.

Es ist stockdunkel. Aus dem Kofferraum holt er sein Gewehr – natürlich keine Scharfschützenwaffe, sondern eine gewöhnliche Repetierbüchse, die als gängiges Sport- und Jagdgewehr bei keiner Polizeikontrolle irgendwelches Aufsehen erregen würde – läßt es und steigt damit über den Zaun. Ohne das geringste Geräusch zu verursachen, schiebt er die Büchse auf das Dach des Schuppens, klettert mit Hilfe eines an die Wand gelehnten Sägebocks hinterher und liegt jetzt vollkommen unsichtbar in einer perfekten Schußposition flach auf dem Schuppendach.

Es wäre schön, wenn die Geschichte an dieser Stelle irgendeine überraschende, menschenfreundliche Wendung nehmen würde. Mit einem plötzlichen Durchbrechen moralischer Skrupel bei Resny ist zwar nicht zu rechnen, aber manchmal überlegen es sich die Men-

schen im letzten Moment anders: Angesichts der totalen Kontrolle über das Weiterleben von Herta und Hartwig könnte Resny feststellen, daß es ihm gar nicht eigentlich auf den Tod der beiden ankam, sondern darauf, sich nichts wegnehmen zu lassen, und nachdem er sie hier völlig in der Hand hat, ist er wieder unbestreitbar Herr der Lage und des weiteren Verlaufs ...

Doch es gab keine solche Wendung. Resny wußte, daß er durch die Lähmung während der Schrecksekunde genügend Zeit für zwei unmittelbar aufeinander folgende Schüsse hatte. Er bedauerte ein wenig, daß Hartwig keine Gelegenheit haben würde, die Ironie darin zu würdigen. Er zielte, suchte den Druckpunkt, und der Schuß fiel um 22:46 Uhr. Das Projektil hinterließ auf dem Weg zwischen Lauf und Hartwigs Schädel ein kleines Loch in der Gardine und schlug 40 cm weiter im Raum gegen die Scheibe aus schuhsicherem Glas. Ein entsprechend justierter Sensor registrierte die Erschütterung, woraufhin ein Funksignal ausgesandt wurde, das ein zweiter Sensor draußen im Geräteschuppen auffing. Der dadurch ausgelöste Mechanismus bewirkte die winzige Bewegung, die nötig war, um den Abzug der im Schuppen direkt unter Resnys Brust fest montierten, nach oben gerichteten Schrotflinte von Hartwigs Großvater zu betätigen.

In den folgenden Tagen, während Hartwig damit beschäftigt war, Resnys Wagen in einer Vorstadt-Siedlung abzustellen, den Schuppen zu verbrennen und durch einen neuen zu ersetzen, ein tiefes Loch im Garten auszuheben, wieder zuzuschütten und an der Stelle einen Kirschbaum zu pflanzen und sich um Herta zu kümmern, die sich am Rande eines Nervenzusammenbruchs bewegte, fragte er sich oft, ob es ihm jemals gelingen würde, das Ganze als verzweifelte Notwehrmaßnahme zu bewerten und nicht als heimtückische Todesfalle, in die jemand einen Widersacher gelockt hat, um ihn aus dem Weg zu räumen und dabei noch ein reines Gewissen zu behalten.

Den Rotkohl mit einem großen schweren Messer vierteln, den Strunk heraus schneiden und den Kohl in feine Streifen schneiden. Die Äpfel schälen, das Kerngehäuse entfernen, in Schnitze teilen. Die Zwiebel abziehen, fein hacken. Rotkohl, Äpfel, Zwiebel mit etwas Wasser, dem Essig, dem Zucker, Salz, Pfeffer und den Nelken in einem großen Topf

glatzen kitzeln.

Von Konstantin U.

Nur Nadelstiche, mit der Feder, wendig, flink
über das Blatt, als wär's ein Spiel, entspannend fast
die Wut zu fassen, formen. (Schaut hin: ich versink.)
Die Feder = Keule, nur: umwickelt mit Damast.

Und damit?: Stimmung messend, in den Wind, ein Test:
von rechts, die Böen radikal, die Zugluft schon latent;
erkälte fast. (Dagegen wärmt kein Manifest.)
Was bleibt?: die Feder, kitzelnd, Folterinstrument.

Das heißt: ich bleib, bekritzel Hornhaut: Angriffslust,
und mahle Worte, blas, in eure Lungen, Staub,
der (mit Beweisen) kopfwärts wandert aus der Brust:
das schlägt nicht ein, das kribbelt, kitzelt auf, enttaubt.

vermischen und bei schwacher Hitze etwa 40 Minuten zugedeckt schmoren lassen, bis das Kraut weich ist. Mit Salz, Pfeffer, Essig und Zucker abschmecken. » Die Kartoffeln schälen und in Wasser legen. Zerkleinern Sie drei Viertel der Kartoffeln auf einer Reibe. Das geht am besten so, daß Sie von jeder Kartoffel drei Viertel reiben und das letzte

die schmeichler.

Von Stefan Petermann

Sie spuckt in den Fluß und der Fluß trägt ihren Speichel augenblicklich davon, gerade so, als wäre das vollkommen üblich. Vielleicht besteht so ein Fluß ja hauptsächlich aus Speichel, und wenn Flüsse schließlich in Meere münden, werden Ozeane zu Speichelseen. Das ist eine sehr abstoßende Vorstellung und gleichzeitig faszinierend. Zweiundsiebzig Prozent der Erdoberfläche sind mit Wasser bedeckt, das zu großen Teilen mit Speichel gefüllt ist, wie auch der Mensch zu neunzig Prozent aus Wasser besteht, das ursprünglich aus Meeren, Seen und Flüssen stammt. Eine Welt aus Speichel und Joanna ist ihr Mittelpunkt. Hier mit uns auf der Brücke.

Diese Brücke ist der einzige Ort in unserem kleinen Städtchen, der für Touristen interessant ist. Einige sind auch hier. Lasziv lehnt Joanna am schmiedeeisernen Geländer, blickt die Männer und Frauen in den kurzen Hosen provokativ an, dreht sich betörend langsam um und rotzt von der Brücke. Ihr Fladen segelt scheinbar minutenlang durch die Luft, flattert an einer aufgeschreckten Ente vorbei, zerplatzt in kleine Fäden, die schließlich mit Wucht die Wasseroberfläche treffen und eins mit dem Strom werden. Gedankenverloren blickt Joanna ihrem Speichel nach, weiß genau um unsere bewundernden Blicke in ihrem Rücken, läßt eine Minute oder zwanzig verstreichen, bevor sie sich abrupt umdreht und von der Brücke geht. Natürlich folgen wir ihr, doch bevor wir ihr folgen, spucken wir Schmeichler synchron ins Wasser. Genau wie sie. Auf dem Fluß treibt nun auch Schmeichlerspucke.

Sie heißt Johanna Tilchmeyer, hat vor einigen Jahren das *h* aus ihrem Namen entfernt und seit kurzem auch das erste *a* und das erste *n*. Jona also und wir vermuten, daß bald das zweite *n* dran glauben muß. Dann bleibt nur *Joa* übrig. Ein aufregender Name, exotisch, geheimnisvoll und einzigartig, ein Spiegel ihrer wunderbaren Persönlichkeit, wie wir nicht müde werden zu betonen, was Jona mit dem üblichen Lippenschür-

zen zur Kenntnis nimmt. Wie unfäßbar arrogant sie ihre Lippen schürzt und wie eiskalt ihre Blicke jegliche Signale von außen abblocken. Einzigartig. Sie ist ein sehr einseitiger Kommunikationskanal, nichts dringt zu ihr vor, sie kommuniziert nur in eine Richtung, Jona – Welt, auch wenn wir genau wissen, daß hin und wieder eines unserer Komplimente zu ihr durchdringen muß, sonst würde sie uns nicht in ihrer Nähe ertragen.

Jona war die Erste, die sich ihr Piercing hat wieder entfernen lassen. Nicht aus medizinischen Gründen, wie sie sagt, sondern allein aus ästhetischer Notwendigkeit. Wir bestätigen ihr das Ende der Ära der Piercings, welches sie vor allen anderen erkannt hat, und sind sicher, sie wird die erste sein, die sich ihr Piercing wieder einsetzen läßt, wenn alle anderen ihre entfernen lassen. Es ist unmöglich, mit Jona gleichzuziehen, stets ist sie einen Schritt vor der Zeit und wenn die Zeit sie einholt, verkommt die Gegenwart zu einer öden Angelegenheit.

Ein Reif in den Haaren und Glitzer auf den Wangen; so kennen wir sie und so ehren wir sie. Damals haben wir darauf gewartet, daß ihr Busen wächst. Stattdessen nahm sie zehn Kilogramm ab und schmierte sich Lidschatten unter die Augen. So sah sie aus wie ein Drogenopfer, unwiderstehlich und verkommen und ist seither das heißeste Mädchen dieser Provinzstadt und, wie wir prophezeien, bald der gesamten Republik. Sie hat eine dezidierte Meinung zu allem, auch wenn sie mal keine hat, hat sie was zu sagen. Wie damals im Schultheater, wo uns sehr schnell klar wurde, wie hell der Stern ist, der über ihrem Kopf strahlen wird. Sie war lauter und intensiver als die anderen Laiendarsteller und weitaus bereiter, mehr von sich bloßzustellen, als eine einfache Rolle dies erfordert hätte. Eins kommt zum anderen und plötzlich ist sie, ein knappes Jahr vor dem Abschluß, eingeladen zu einem Casting einer bekannten und beliebten Vorabendserie. Wir be-

Viertel, mit dem Sie die Kartoffel halten, zum Kochen in einen Topf geben. Die geriebenen Kartoffeln sofort in ein Leintuch geben und gründlich auspressen. Denn austretenden Saft auffangen. Die darin enthaltene Stärke sollte sich absetzen. Die Kartoffelstücke knapp mit Wasser bedecken, salzen und weich kochen. Währenddessen die altbacke-

stätigten ihr, wie unwahrscheinlich die Möglichkeit ihres Scheiterns ist, allein ihre körperliche Präsenz würde einem Triumph genügen. Schöne Menschen haben automatisch einen Pluspunkt; hübsch sind sie schon mal und könnten außerdem noch innere Werte haben; häßliche Menschen können maximal innere Werte besitzen.

Keine Frage, Jona bekommt die Rolle und das ist nicht weniger als eine Sensation in unserem Ort. TV Regional porträtiert sie, sie schreibt Autogramme, als würde sie es nicht anders kennen. Sie wird die Schule schmeißen und sich auf ihre Karriere konzentrieren, eine goldrichtige Entscheidung, wie wir ihr sagen. Doch da ist sie schon so cool und spielt ihren zukünftigen Erfolg herunter, weil sie genau weiß, wie eine Vorabendserie funktioniert und das nicht mehr als eine Frischfleischschau ist. Sicher, sie ist gerne Frischfleisch und gutes, aber weil das natürlich nicht immer so sein wird, heißt es, frühzeitig zu erkennen, wohin es einen führen wird. Wir sitzen neben ihr, nicken wissend. Jona zückt ihr Handy und zeigt das Foto eines jungen Manns.

»Den hab ich gebumst«, sagt sie und ein Anflug von Stolz schwingt in ihrer Stimme mit, als sie hinzufügt, »am zweiten Tag.«

»Geiler Typ«, sagen wir, und, »der sieht konkret aus.«

»Ist aber nichts ernstes«, meint Jona und dann, »irgendjemanden bumst man ja immer.«

Wieder nicken wir und wiederholen ehrfürchtig ihre Worte: »Irgendjemanden bumst man ja immer.«

Wenn sie nicht da ist, sind wir nichts. Dann existieren wir nicht. Was macht es für einen Sinn, ihr zu schmeicheln, solange sie uns fern ist? Aus Verzweiflung haben wir ein myspace-streetteam für sie gegründet. Täglich knüpfen wir so hundert von neuen Freundschaften in ihrem Namen und hoffen, daß sie davon hören wird. Auch nutzt es nicht, einander zu schmeicheln. Worte,

die sie nicht hört, sind ungesagte Worte. In ihrer Abwesenheit sind die Zimmer stickig, die Luft schwer, das Licht schwach. Jede Bewegung kostet Kraft, die wir nicht aufbringen mögen, teilnahmslos liegen wir am Boden und verdursten. So müßte sich Liebe anfühlen, die nicht erfüllt wird. Viel schlimmer noch: wir werden nicht gebraucht, ohne sie ist wie Angeln in der Wüste, wie seinen eigenen Namen googeln und nur einen Treffer finden, wie ein roter Teppich ohne Anorexiakranke, wie Idioten, die kein Shirt mit der Aufschrift »Bier formte diesen Körper« tragen. Was für eine Welt, vollkommen aus den Fugen, wir wollen an ihrem Tisch sitzen, ihr dabei zu Füßen liegen, sie kann uns treten, auf uns spucken, wir wüßten, was damit anzufangen sei. Unsere Worte sind wie Kommentare unter einem youtube-video, sie beziehen sich auf einander, haben aber nicht mehr inhaltliches Gewicht wie ein lässig dahin getipptes ROFL, tragen aber zum allgemeinen Wohlbefinden bei.

Dann kommt sie, zurück, das Ortseingangsschild ihr Triumphbogen. Sie schreibt ihren Namen in das goldene Buch der Stadt, was erstaunlich ist, daß es ein solches Buch gibt. Vor der Schule sammelt sich ein kreischender Mob aus Muttis, die geschminkt jünger als ihre Kinder aussehen. Jona teilt die Massen, das Wort Messias schwirrt durch die Luft, natürlich, denn dieser Ort, ihre, unsere Heimat hat ja sonst nichts, nur einen kommunistischen Widerstandskämpfer aus dem zweiten Weltkrieg und alles, was von ihm blieb, ist eine verwitterte Gedenktafel an der Mauer seines Geburtshauses. Alles, was Jona ist, sehen wir überlebensgroß auf einer Leinwand in der Turnhalle. Ihre erste Folge, Lichtpunkte auf einer Leinwand, Jona füllt sie mit Leben und wir fühlen mit ihr. Wir bekunden unsere Zustimmung, wenn sie Szenen betritt, klatschen enthusiastisch nach jedem Dialog, pfeifen die anderen Darsteller aus, loben ihr Styling, ihre elegante und vollkommen ungekünstelte Art, sich zu bewe-

nen Brötchen würfeln und in der Butter bräunen. » Die gekochten Kartoffeln in ihrem Kochwasser zerstampfen, die abgesetzte Stärke aus dem Kartoffelsaft ebenso unterheben wie die ausgepreßten trockenen Kartoffelstücke. Den Teig in der Schüssel gut durchrühren, er muß ein knackendes Geräusch abgeben. Aus der Kartoffelmasse Klöße von

gen, flüstern zügelnd in ihr Ohr, bestätigen, wie sie alle so-was-von an die Wand spielt. Diese Serie ist ab sofort ihre Serie und damit unsere. Als die dreißig Minuten und die Werbeblendung vorbei sind, springen wir als erste auf und trampeln auf den Boden. Aus dem Häuschen ist die Turnhalle, der Mob feiert Jona, das wäre jetzt der perfekte Zeitpunkt, sich von dem letzten verbliebenen *n* zu trennen. Auf Händen tragen wir sie hinaus, draußen ist November, aber das macht jetzt auch nichts mehr, wo sie ist, ist immer und für alle Zeit tropisches Klima.

In den nächsten Tagen müssen wir uns mächtig ins Zeug legen. Die gesamte Provinz bläst Puder in Jona, von der Seite ist kein Rankommen. Also schmieren wir ihr Honig, aus ihrem Mund kein einziges Signal, daß sie die Situation genießt, aber wir wissen, sie tut es. Und wie. Mann, sind wir gut. Die Konkurrenz spornt uns zu Höchstleistungen an, wir sind uns nicht zu fein, die anderen als Trittbrettfahrer zu verunglimpfen, die nur aus egoistischen Gründen an ihrem Ruhm partizipieren wollen, ja, wir sagen Speichellecker zu ihnen und haben das Gefühl, Jona würde uns glauben. Schließlich haben wir lange vor den anderen ihren Bauch gepinselt und ernten nun die Früchte unserer Bemühungen. Sie nimmt uns mit, zum Set, sie spricht mit Kollegen und Kameramännern und Regisseuren und Produzenten und vor diesen laufen wir zur Höchstform auf: ihr vor Fremden zu schmeicheln ist das Ehrenwerteste, was wir erreichen können. Befriedigt kehren wir zurück in unserem Alltag, der kein Alltag mehr ist, weil es ja sie gibt.

Wir sitzen im Café und trinken Latte. Eigentlich sagen wir nicht Latte. Sondern Latteee. Also: Wir sitzen im Café und trinken Lattteee. Die Stimmung ist gedrückt; gestern haben wir Jonas Serie gesehen. Sie wurde von einem gelben VW Polo erst an- und dann überfahren. Wir loben, wie überzeugend sie die Leiche gab. So

bleich und so echt und dennoch wunderschön, fast schon obszön erregend. Nicht einmal hat sie mit den Augen geblinzelt. Doch wir wundern uns auch: wie soll Jona tot ein Teil der Serie sein? Wie soll sie als Leiche Dialoge führen?

Es platzt aus ihr heraus:

»Die haben mich rausgeschrieben. Einfach so.«

Wir schütteln verständnislos den Kopf. Rausgeschrieben? Sie? Joa? Nach nur drei Wochen? Perplex blicken wir Schmeichler uns an. Das ergibt keinen Sinn. Wir versuchen Lösungen zu finden.

»Vielleicht kannst du ja mit dem Drehbuchautor bumsen.«

Lustlos rührt Jona den Löffel in ihrem Latteee. Sie rührt und rührt und wird unempfindlich für unsere Worte. Wir fühlen uns unwohl. Es wäre, als würden wir langsam verschwinden. Warum versucht sie nicht, uns zu halten? Bald schauen wir ungeduldig auf unsere Uhren. Wir haben noch Termine, mit anderen Menschen. Auch diese könnten interessant sein. Irgendjemand ist immer interessanter als der andere. Wir verabschieden uns, nein, abrupt brechen wir auf. Der Tisch scheppert und sie blickt auf. Nicht irgendwie, sondern: so haben wir sie noch nie gesehen. So nackt und ohne alles. Die Lippen kraftlos in sich gefallen, der Glitter abgeblättert, das Haar wirr unter ihrem Reif. Wir sind erstaunt. Das ist nicht Jona, schon gar nicht Joa, das ist Johanna. Und sie nimmt uns wahr. Wahr, wie wir weggehen. Ihr Blick ein Flehen, der sich einem Lasso gleich um unsere Körper schlingen will. Augenblicklich wird uns bewußt, daß sie uns geglaubt haben muß. Unseren Worten, möglicherweise jedem einzelnen, vielleicht sogar die Grundlage ihres Selbstbewußtseins, lag ihr Stolz in uns begründet. Wie traurig. Wir schütteln die Köpfe. Dafür können wir nichts, wir haben von Anfang an deutlich gemacht, daß wir viel geben können und nichts erwarten, als daß sie es wert wäre. Jetzt wird klar: Sie ist es nicht. Lachend verlassen wir das Café. Draußen ist wieder November.

der Größe einer Männerfaust formen. In die Mitte eines jeden Kloßes zwei bis drei Brotwürfel geben. In einem größeren Topf Salzwasser aufkochen, die Hitze zurückschalten und die Klöße in das nicht mehr kochende Wasser geben. Ca. 20 Minuten im offenen Topf ziehen lassen. Sobald sie oben schwimmen, sind sie gar. » Brust oder Keule?

flight club.

• • • • • Von Johannes Lange

Wer mit dem Auto an einem sonnigen Nachmittag über eine Landstraße fährt, der muß meistens wenigstens einmal scharf bremsen. Entweder stürzt sich ein Vogel, ein frecher Spatz, keck aus dem Gebüsch am Straßenrand vor den Wagen. Oder ein solches Tier sitzt pfiffig auf der Straße, beobachtet das Auto und fliegt trotzdem nicht weg.

Wer aber zu Beginn eines solchen Nachmittags, so gegen dreizehn Uhr, einmal anhalten und aussteigen würde, der würde hören, wie sie sich beraten, gegenseitig auf die Spitze treiben, anfeuern, beleidigen, zujubeln, freuen, lachen, brüllen. Wer einmal anhalten würde, der würde die Vögel verstehen lernen. Der würde merken:

Es ist wieder soweit. Es geht wieder los, die Nachricht frißt sich durch die Büsche und Bäume wie brüllendes Feuer. Und alles flattert durcheinander. Jeder ruft aufgeregt und das Zwitschern wird ohrenbetäubend. Alle sammeln sie sich. Alle wollen sie ihre Sucht befriedigen. Jeder will ein Auto für seinen Flug.

Und der Autofahrer, der angehalten hat, der würde spätestens jetzt bemerken: Der Flight Club geht wieder los.

Regel 1 im Flight Club: Rede nicht darüber.

Regel 2: Rede nicht darüber! Trotzdem tut es jeder. Wer einmal dabei war, einmal das Adrenalin gespürt hat, das den Körper beim Flight durchrauscht, überschwemmt, wie ein Tsunami ertränkt, der wird süchtig nach dem Scheiß.

Regel 3 im Flight Club lautet: Keine Schnäbel, keine Krallen.

Regel 4 heißt: Ein Flight dauert so lange, wie er dauern muß.

Und die letzte Regel im Flight Club: Wer neu ist im Flight Club, muß fliegen.

Es ist ein sonniger Samstagnachmittag. Die Landstraße liegt wie eine verdauende Schlange zwischen den Feldern. Links und rechts Bäume am Straßenrand. Büsche. Verstecken ...

Und überall, verborgen, heimlich, aber ohrenbetäubend laut: Wir. Der Flight Club. Begeistert, mit aufgerissenen Augen, kratzigen, sich überschlagenden Stimmen, schlagenden Flügeln, aufgeregt. Unruhig. Fast platzend vor Erwartung.

Es hat angefangen mit Heiner und mir, Maiko. Wir waren die ersten.

Angefüllt mit Langeweile und gärenden Äpfeln saßen wir in diesem Busch und plötzlich sagte Heiner zu mir: »Ich will, daß du mich stößt, so hart du nur kannst«. Und ich so: »Was?« Und er, jedes Wort wie Kaugummi gedehnt: »Maiko, ich will, daß du mich stößt, so hart du nur kannst«.

Also habe ich weit mit dem Flügel ausgeholt und ihm heftig auf den Rücken geschlagen. Er stürzte vom Ast, breitete seine Flügel und versuchte, sich zu fangen. Er trudelte auf die Straße, und erst jetzt bemerkte ich das Auto, nicht mehr weit, zu nah, zu schnell.

Ich bekam es mit der Angst. Dachte, wenn Heiner überfahren wird, sei ich daran schuld, und überlegte mir Ausreden. Aber Heiner fing sich kurz vor dem Boden, schlug mit den Flügeln, drehte und stieg knapp vor dem Wagen in die Höhe. Aber er stieg nicht weiter, als er direkt vor dem Kühlergrill war. Der Fahrer bremste scharf. Es quietschte. Qualm stieg auf. Das war's. Jetzt ist er tot. Jetzt muß ich mich rechtfertigen.

Trotzdem schrie ich: »Los, Heiner, zieh an! Zieh!«

Und Heiner blieb immer knapp vor dem schlitternden Auto, flog schließlich zurück zu mir. Er war blaß und naß vom Angstschweiß. Aus großen Augen sah er mich an. Schwer atmend. Irgendwie glücklich.

»Scheiße, das war geil!«

Ich war sprachlos.

»Stoß mich noch mal!«

Die Lust blitzte aus seinen Augen. In seinen Worten lag ein Ton, der brüllte: »Ich will leben!«. Und seine zerzausten Federn riefen: »Ich will nicht ohne Narben sterben!«

»Nein, erst ich«, rief ich mit pochendem Herzen, »stoß du mich zuerst!«

Und Heiner stieß mich vor das nächste Auto.

Ich stürzte, breitete die Flügel und steuerte vor die Kühlerhaube. Hörte den Motor. Wartete auf das Quietschen. Spürte, wie eine Kraft in meinen Kopf schoß, alles in Zeitlupe, und ich flog und hörte das Auto und wagte nicht, mich umzusehen. Ich wartete nur auf das Quietschen und dachte, daß ich jeden Moment tot bin, und fand es unglaublich geil und wartete auf das Quietschen.

Aber es quietschte nicht. Ich hörte Heiner wie durch eine Betonwand: »Hau ab, Maiko, der bremst nicht!« Der

Fahrer fuhr einfach weiter. Scherte sich nicht um mich. Ich sah mich zerquetscht am Kühlergrill kleben. Sah mich zerschmettert auf der Straße. Wartete immer noch auf das Quietschen und spürte schon den Luftzug am Bürzel. Ich sah mich schon ins Getriebe des Autos geraten, als ich abdrehte.

Ich konnte kaum auf dem Ast stehen. Meine Knie waren aus Gummi und mein Gehirn voll mit Adrenalin. Ich hatte dem Tod ins Auge gepickt und mich aus dem Staub gemacht, dachte ich. Sah Heiner an. Lachte. Sah Heiner lachen. Dem Tod ins Auge gepickt, dem ollen Schnitter.

gerufen: »Hier, ich will als nächster sterben«, und als der Tod dann kam, da haben wir einfach so getan, als hätten wir gar nichts gesagt.

Heiner und ich faßten uns an den Schultern und tanzten in dem Busch. Wir lachten über unseren Wagemut, die Autofahrer, die vertriebene Langeweile. Wir lachten, weil wir vor Angst heulen wollten, aber nicht konnten. Und wir riefen immer wieder, daß das so geil, so hart, so porno gewesen sei.

So entstand der Flight Club. Und der Flight Club wächst. Heiner und ich, wir können schon längst nicht mehr überblicken, wo es überall Flight Clubs gibt.

Die Anfänger üben an Radfahrern oder Fußgängern. Die ganz harten, die sich selbst auf unserer Landstraße noch langweilen, fliegen ihre Flights an den Autobahnen. Obwohl es gegen die Regeln ist, erzählt es jeder weiter. Wer in den Süden fliegt, der zeigt es dort unten den anderen. Ich habe von Straußen, Emus gehört, die es schaffen, vor Kleinwagen her zu rennen. Einer von denen im Autobahn-Flight-Club hat mir von Pinguinen erzählt, die es bei Hundeschlitten tun.

Es soll Enten geben, die dem Jäger absichtlich vor die Flinte fliegen, um zu sehen, ob sie ausweichen können. Hühner, die absichtlich ein Loch in den Maschen draht hacken, damit der Fuchs ins Gehege kann und sie vor ihm fliehen müssen.

Wir hier, an unserer kleinen Landstraße, an der alles angefangen hat, wir wandeln es inzwischen ab. Wir setzen uns manchmal zu dritt oder so auf die Straße und wer dann als letzter vor einem anbrausenden Auto

wegfliegt, der wird bejubelt. Die anderen werden ausgelacht.

Es geht nicht darum, die Autofahrer zu ärgern. Es geht nicht darum, den Verkehr lahmzulegen. Es geht darum, etwas Aufregendes zu erleben, nachdem wir aus unseren schicken Vogelhäusern gekommen sind, ein Bad in der schicken Vogeltränke genommen haben und satt sind vom Körnerring.

Weil uns langweilig ist, deswegen machen wir den Flight Club.

Und heute, an diesem Samstag, an dem die Straße wie die verdauende Schlange da liegt, sind wir über hundert. Es ist ohrenbetäubend. Heiner will bald eine Grenze einführen. Die ersten fünfzig dürfen bleiben, die anderen müssen einen neuen Flight Club aufmachen.

Viele der Anwesenden habe ich noch nie gesehen. Grünschnäbel vom Radweg. Ich sehe in die neuen Gesichter und sehe Angst und Zweifel. Das erste Auto heute. Sie alle reden wild durcheinander.

Und plötzlich ein Dröhnen. Die Äste zittern. Es brummt in unserer Brust und schiebt sich langsam in den Kopf.

Ein Motorrad!

Jeder ruft es zugleich.

Ein Freiwilliger ist schnell gefunden, einer von den neuen. Er zittert und die Furcht gräbt eine schauerliche Grimasse in sein Gesicht. Aber ich stoße ihn und er fliegt los. Kreuzt die Straße knapp vor dem Kopf des Fahrers. Traut sich nicht, vor ihm her zu fliegen. Fliegt nur zwanzig Zentimeter vor dem schwarzen Helm vorbei. Kackt vor Schreck.

Wir lachen ihn tüchtig aus, zumal die Scheiße dem Fahrer gegen das Visier geklatscht ist und sich im Fahrtwind zerteilt. Wir sehen auf den neuen, der am Straßenrand hockt und schwer atmet. Wir lachen und jubeln. Für einen ersten Flight war das recht gut. Einige fliegen zu ihm und schlagen ihm kumpelhaft auf die Schulter. Andere unterhalten sich aufgekratzt über den Flight eben.

Heiner und ich stehen etwas abseits und sondieren die Neuen. Beobachten abgebrüht die Straße. Warten auf einen Van. Oder einen LKW.



überlandleitung.

Von Peter Neumann

kein herbst bringt lederjacken so gelb daß
ein telefongespräch abreißt die überlandleitung verfolge ich
die schwarze linie dahinter der himmel wartet
auf neuigkeiten weißen einbrüchen nachzujagen
wo sie brachliegen in den feldern um jüterbog in
einem verdammten hinterhof ecke prenzlauer allee
zu suchen hätte ich nie damit begonnen ich hätte
nie etwas vermißt daß ein weizenfeld einsamkeit ist ein rascheln
das nie aufhört selbst auf dem bahnsteig stiegen wir
aus demselben zug ohne es zu wissen wir würden
einander verfehlen.

verabredet.

Von Peter Neumann

waren wir nicht	aber du
bist	nicht gekommen
ich hatte gehofft	du fändest mich
auf einer Bank	nicht mal dein Schatten
hat sich über mich gebeugt	die Landschaft
wollte nicht beschrieben werden	jetzt aber
fange ich an die sich abzeichnenden Äste	
von der Dunkelheit zu lösen	für ein Gedicht
das mir vorschwebt von einem Treffen	mit dir
verabredet	waren wir nicht aber du
bist	nicht gekommen

welten.

Von Ronny Ritze

Jenny ist immer allein.

Besonders am Montagmorgen. Denn da kommen fünf lange Tage, an denen Thomas nicht bei ihr ist. Vielleicht ist er ja krank und bleibt zu Hause? Doch Thomas geht ganz früh in die Firma. Er sagt: »Ich denke an Dich, vergiß das nicht.« Ein letzter vertrauter Blick, dann schließt die Tür hinter ihm und ihr bleibt Leon. Gott, wenn sie ihn nicht hätte, was würde sie mit sich anfangen?

Schokoladenüberzogene Clusters aus dem zweiten Hängeschränk, erste Reihe links, gleich neben dem Zucker. Milch aus dem Kühlschrank: Sie muß frisch sein. Ein Löffel. Eine Schale. Ein Stuhl.

Auf dem Küchentisch liegt eine Einverständniserklärung, unterschrieben von Thomas.

Ach so. Sie vergaß: Leon fährt mit dem Kindergarten in den Zoo.

Sie beißt in einen Apfel, legt ihn aber gleich in den Müll-eimer.

Es schmeckt bitter. Thomas ist fort, und das macht ihr Angst.

»Und, freust Du Dich schon auf den Ausflug?«

»Gibt es dort auch Tiger, Mami?«

»Bestimmt.«

»Ich möchte auch einen Tiger.«

»Aber der ist doch viel zu groß für die Wohnung.«

»Dann aber einen Hund ... oder einen sprechenden Papagei!«

»Mal sehen, vielleicht holen wir uns eine Katze. Katzen sind kleine Tiger.«

»Echt?«

»Hm.«

Leon löffelt die letzten milchgetränkten Teigkrümel aus der Schale. Er mag Tiger.

Es ist ihr Sohn, ihr Kind, sie liebt ihn! »Möchtest Du noch was?« fragt Jenny und zeigt mit beiden Händen auf die Schale.

Leon schüttelt den Kopf; um seine Lippen clustert und milcht es.

Jenny nimmt die Schale und stellt sie ins Spülbecken. Aufwaschen! Nachher. Und keine Ausreden!

Die Milch kommt zurück in den kalten Kühlschrank, die Clusters in den zweiten Hängeschränk, erste Reihe links, gleich neben dem Zucker.

Dann muß Leon los.

Er freut sich.

Es muß ihr gelingen zu lächeln. Wenigstens kurz.

Sie zieht ihm den khakifarbenen Anorak an, nicht den blauen. Denn Blau für kaltes und stürmisches Wetter, Khaki für mittelmäßige Temperaturen. Heute ist mittel. »Deshalb heißen Katzen auch Stubentiger.«

»Echt?«

»Hm.«

Die Uhr zeigt viertel neun. Handy dabei? Zigaretten? Wohnungsschlüssel?

Sie öffnet die Tür und schiebt den eingepackten Leon in den Flur.

Auf dem Weg nach unten ist es wirklich mittel heute, Thomas hat recht gehabt.

»Ich male Dir mal einen Tiger«, schallt es durch das Treppenhaus.

»Ach, verdammt! Warte.« Jenny hastet die Stufen wieder nach oben, zurück durch die Tür, in die Küche und schnappt sich die Einverständniserklärung.

Leon steht noch unten. Gott!

»Hab nur was vergessen.«

»Ich weiß, Mami.«

Es sind zehn Minuten bis zum Kindergarten: Durch den kleinen Park mit dem breiten Ahorn, über die Kreuzung mit der Ampel und dem chinesischen Imbiß gegenüber, rechts in die Seitenstraße mit dem sanierten Flachbau, in dem sich der Kindergarten befindet.

Leon mag nicht an ihrer Hand laufen.

Sie kommen am Ahorn vorbei.

»Paß auf! Die Autos!«

Er nimmt doch lieber ihre Hand.

Der Chinese hat heute schon früh geöffnet und steht grinsend hinter seiner Theke, auf der die mäßige Speisekarte mit den asiatischen Ornamenten abgebildet ist. Aber das ist so was von egal!

»Und denk dran! Nicht wieder so schmutzig machen!«

»Ach, Mami.«

Ab nach rechts.

Flaches Haus. Grau. Sonnenblumen im Fenster.

Leon wieder aus dem Anorak pellen. Er mag es nicht, wenn sie das tut, rennt sofort zu seinen Freunden.

»Er will nicht mehr, daß man ihm hilft«, sagt die Betreuerin lächelnd und reicht Jenny die Hand. »Er ist so ein aufgeweckter Junge!«

Gott, ist die Frau belastend. So eine Schreckschraube!

»Hm.« Sie übereicht die Erklärung und geht.

Es ist kühler geworden.

Der Chinese sieht eigentlich immer fröhlich aus. Was, wenn Leon nicht wiederkommt? Oder auf dem Weg zum Zoo etwas passiert? Der Chinese sieht aus, wie ein schwarzes Ungeheuer hinter flammenden Drachen. Die Ampel zeigt Rot. Verdammt. Die Autos donnern vorüber und ziehen grauen Dunst nach. Es sind elende sechs Stunden, bis sie Leon holen kann. Von allen Seiten vibriert die erwachende Stadt, hämmert die Eintönigkeit auf sie ein. Dazu knallt grelles Sonnenlicht auf den grauen Bordstein und das ekelhafte Ozon dringt in die Nase. Bitte, werde grün ... na endlich. Sie beschleunigt den Schritt und rennt fast durch den Park. Der Baum steht wie ein verlorenes Kind auf dem blaßgrünen Teppich. Unbedingt Thomas anrufen, wenigstens eine Minute mit ihm reden. Wieder in die Wohnung. Sie schließt die Tür, lehnt sich mit dem Rücken an sie an und starrt nach oben. Sachen ausziehen oder doch lieber anlassen? Was kann man um diese Uhrzeit denn schon anfangen? Chatten vielleicht? Dann ist sie wenigstens virtuell nicht allein. Es ist still, der Flur kalt und verlassen. Nein. Sie dreht um, reißt die Tür auf und läuft nach unten. Erst einmal eine Zigarette. Nach links und ein wenig spazieren, oder nach rechts zur Haltestelle? Sie fährt mit dem Bus. Nichts wirkt beruhigender. Hauptsache sie bekommt keinen Anfall. Sie hatte noch nie einen Anfall im Schutz der Öffentlichkeit. Doch irgendwann ist immer das erste Mal. Es geht. Sie wird ruhiger. Die anderen Fahrgäste schauen sie gelegentlich an. Das kann doch nicht wahr sein! Jetzt muß sie in die Linie Blau steigen. Um zwölf gibt's bei Mutter Mittag. Punkt Zwölf, wie schon seit sieben Jahren. Jenny nimmt den Fahrstuhl zur Zweiraumwohnung im fünften Stock. Bleib still, sag nichts! Mutter steht in der Küche. Mutter sitzt am Stubentisch. Hering und Kartoffeln. »Geht's, Schatz?« »Hm.« »Sicher?« »Laß mich.« Mutter versucht, freundlich auszusehen. Sie wird es gleich noch einmal versuchen, wenn sie Jenny an dem häßlichen Kupferstich im Flur vorbei zurück zur Tür begleitet. Das Bild zweier Holzfäller. Es stammt aus dem Erzgebirge. Der Mann, der Mutter geschlagen hat, den Jenny mochte und vor dem sie Angst hatte, wenn es Nacht wurde, ist lange fort. Sein Kupferstich ist aber

noch da.

»Melde dich heute abend! Ja, Schatz?«

»Mutter!«

Die alte Frau lehnt im Türrahmen, ihre Augen müde vor Kummer. »Und lieben Gruß an Thomas.«

»Wie immer.«

Jenny geht zur Brücke.

Es ist noch kühler geworden. Außerdem hat der Wind zugenommen.

Sie bleibt in der Mitte der Brücke stehen und schaut mit verschränkten Armen in die Tiefe. Unten treibt ein Kahn auf dem dunklen, sinnlosen Rinnsal unter der Überführung hindurch. Der schwarze Rumpf schiebt kleine Wellen vor sich her. Dann ist nur noch das Ende des Bootes zu sehen, schließlich gar nichts mehr. Bis runter sind es vielleicht dreißig Meter.

Der Wind haucht ihr lieblos um die Nase.

Allein. Allein. Sie drängt sich als schmerzliche Bewußtheit auf, die Angst vorm Verlassenwerden. Was hat sie jetzt schon wieder falsch gemacht?

»Wenn du denkst, es geht nicht mehr ...« unterbricht eine vertraute Stimme in ihrem Rücken.

Früher war Marika anders. Sie kennt sie schon seit der Schule. Beide hatten sich um einen Jungen gestritten, dann wurden sie beste Freundinnen, gingen zusammen das erste Mal in die Disko, tranken und feierten das erste Mal, machten zusammen den Führerschein. Schließlich hatte Jenny ihr alles erzählt, alles, was sie bis dahin verschweigen mußte.

»Kommt von irgendwo ein Lichtlein her«, ergänzt Jenny und dreht sich um. Ihre Haare spielen im Wind. »Was machst du denn hier?«

Marika streichelt sie am Arm und legt den Kopf zu Seite.

»Hey, komm.«

Jenny weicht zurück. »Nein.«

Jenny starrt Marika wütend an. »Was machst du hier?«

»Du weißt doch ...«

Jenny verdreht die Augen.

Warum muß Marika ihr immer folgen? Sie kann sie irgendwie nicht mehr ausstehen. Gerade in den Momenten, wenn sie Jenny daran erinnert, daß sie krank ist. Daß sie ständig Angst hat und sich verloren fühlt. Daß der Arzt gesagt hat, sie könne kein normales Leben mehr führen. Immer dann ist Marika so fremd wie nie.

»Komm. Wir gehen Leon holen und dann nach Hause.«

Jenny ist immer allein, seit sieben Jahren schon, seit Borderline wie ein unliebsamer Freund in ihr Leben trat. Jetzt senkt sie den tränengefüllten Blick auf ihre Füße herab. Marika legt einen Arm um ihre Schulter.

Sie laufen schweigend zurück.

Morgen geht es weiter.



perpetuum momentum.

Von Katharina Hof

Als der Nebel sich über die Stadt senkte
hörten die Menschen auf
miteinander zu sprechen

Sie sitzen in den Bahnen und hören
Musik
Weil niemand mehr da ist
Der ihnen zuhört
Treten sie in Zwiesprache
mit sich
bloß um von der Unendlichkeit dieses Moments abzulenken
der bleibt bis die Apokalypse naht.

boreas.

Von Peter Dietze

als sich die dämmerungen in ein wort vertieften
eng umschlungen auf dem herrenbett erwachten
an ihren safrankleidern klebte abendschweiß und
morgenreif erstarrte an den schwarzen mandeln
da öffnete der tag den mund zum breiten stöhnen
feist – entfuhr der himmel auf das rote nest
dich barg der norden aus, inmitten aufgeblähten
eises wollte man dich zehren sehen oder
vom arktistag und in gebete rufen, hört
wie sie über cellowellen hängen, stürzen
in wieder warmen schnee zunächst und allerorten
ohne daß auch nur ein zarter halm zerbrach
geflügelt stutzt das eis dein wirres haar am leib

.....

Das nächste **hEFt** erscheint am 27. März 2009.

- » Offene Redaktion: 4. Februar 2009
- » hEFt-liest am 26. März 2009 in Erfurt
- » Redaktions- und Anzeigenschluß am 27. Februar 2009
- » Kontakt: redaktion@heft-online.de
- » Thema: Du & Ich auf dem Markt

.....

hEFt sucht

Das Thema der nächsten Ausgabe ist »Du & Ich auf dem Markt«. Wir suchen Schreiber/innen, Zeichner/innen und Fotograf/innen, die zu diesem dankbaren Thema einen Beitrag leisten möchten. Bei Interesse meldet euch unter: redaktion@heft-online.de oder telefonisch 03 61 – 2 11 59 66.

- » Autor/innen
- » Zeichner/innen
- » Fotograf/innen

hEFt zum Mitnehmen

» **Erfurt** Antiquariat am Waidspeicher, Bibliothek am Domplatz, Buchhandlung Peterknecht, Buchhandlung Tintenherz, Café Nerly, Café Tiko, Campus Hilgenfeld, Copy-Team, double b, Henner Sandwiches, Kaffee Hilgenfeld, Kinoklub am Hirschlachufer, Opera Hostel, Radio F.R.E.I., Stadtgarten, Steinhaus/Engelsburg, Studentenclub UNI-k.u.m., Weinstein Le Bar, Waschsalon »Schongang« » **Weimar** ACC, mon ami » **Jena** Café Immergün, Café Wagner » **Gotha** KommPott-Pora » **Ilmenau** TU-Campus

hEFte zum Herunterladen unter www.heft-online.de



» Autor/innenverzeichnis

» ULRIKE ASCHENBACH, Erfurt, www.erfurtslam.de » TILL BENDER, Autor, Bremen » FRANK DIEHN Jg. 1976, quErfurt, fOtodEsiGn & gRafik, www.frankon.de » PETER DIETZE, 1987 in Dresden geboren, studiert Literatur und Geschichte in Erfurt » LINDA F., Jg. 1988, Erstsemester an der Uni Erfurt » RENÉ FERCHLAND, Jg. 1984, geb. in Magdeburg, studiert Literaturwissenschaft und Philosophie in Erfurt » ANDREAS GELBHAAR, Jg. 1960, geb. in Erfurt, zur Zeit Exil-Erfurter, lebend in Nienburg/Weser » JENS HARTMANN, geboren 1986 in Frankfurt am Main, Student der Kommunikations- und Literaturwissenschaft an der Universität Erfurt » KATHARINA HOF, Schülerin, Erfurt » ANDREAS KUBITZA, Jg. 1979, seit 2003 Dauerpraktikant und ehrenamtlicher Kulturredakteur bei Radio F.R.E.I. » JOHANNES LANGE, Jg. 1985, Abitur 2004, studiert Germanistik und Medienwissenschaft in Jena » PETER NEUMANN, Jahrgang 1987, geb. in Neubrandenburg, studiert Philosophie, Politik und Wirtschaft in Jena. Überzeugter Thüringer! » ALEXANDER PLATZ, Jg. 1975, Erfurt » STEFAN PETERMANN, Mediengestalter, lebt in Weimar » TOBIAS PRÜWER, geb. 1977 in Erfurt, lebt als Philosoph, freier Autor & Sprachspieler in Leipzig » PETER RAULFS, Jg. 1966, Desillusionist » JULIA REINARD, Jg. 1980, Erfurt und Leipzig » RONNY RITZE, Jg. 1981, lebt in Stadtilm » ULF SALZMANN, Jg. 1976, Architekt und Zeichner, Weimar, www.elegoiste.de » THOMAS SCHMIDT, Jg. 1970, Architekt und Mensch, www.klub-500.de » JOHANNES SMETTAN, F.R.E.I.er Sendungsmacher und Fotograf, <http://diesektion.deviantart.com> » DANIEL TANNER, Jg. 1972, lebt in Erfurt » DIRK TESCHNER, Journalist und Ausstellungsmacher, Erfurt » KONSTANTIN U., Asket, lebt in Leipzig und liebt in Erfurt » PETER PAUL VERDANDI, Jg. 1956, Erfurt » STEFAN WERNER, Jg. 1975, Erfurter » STEFFI WINKLER Jg. 1978, Designerin, Erfurt, www.winklerin.de

